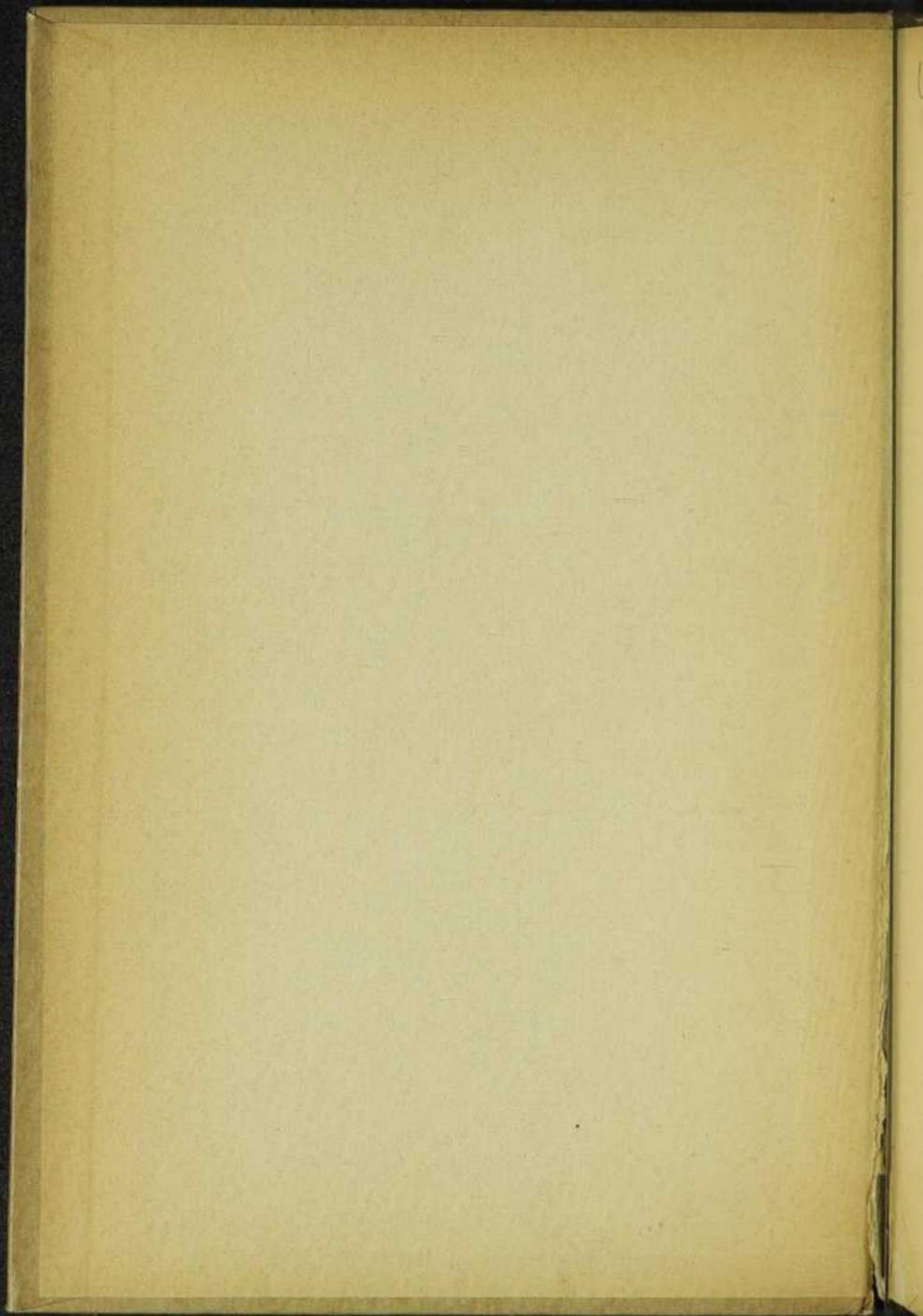
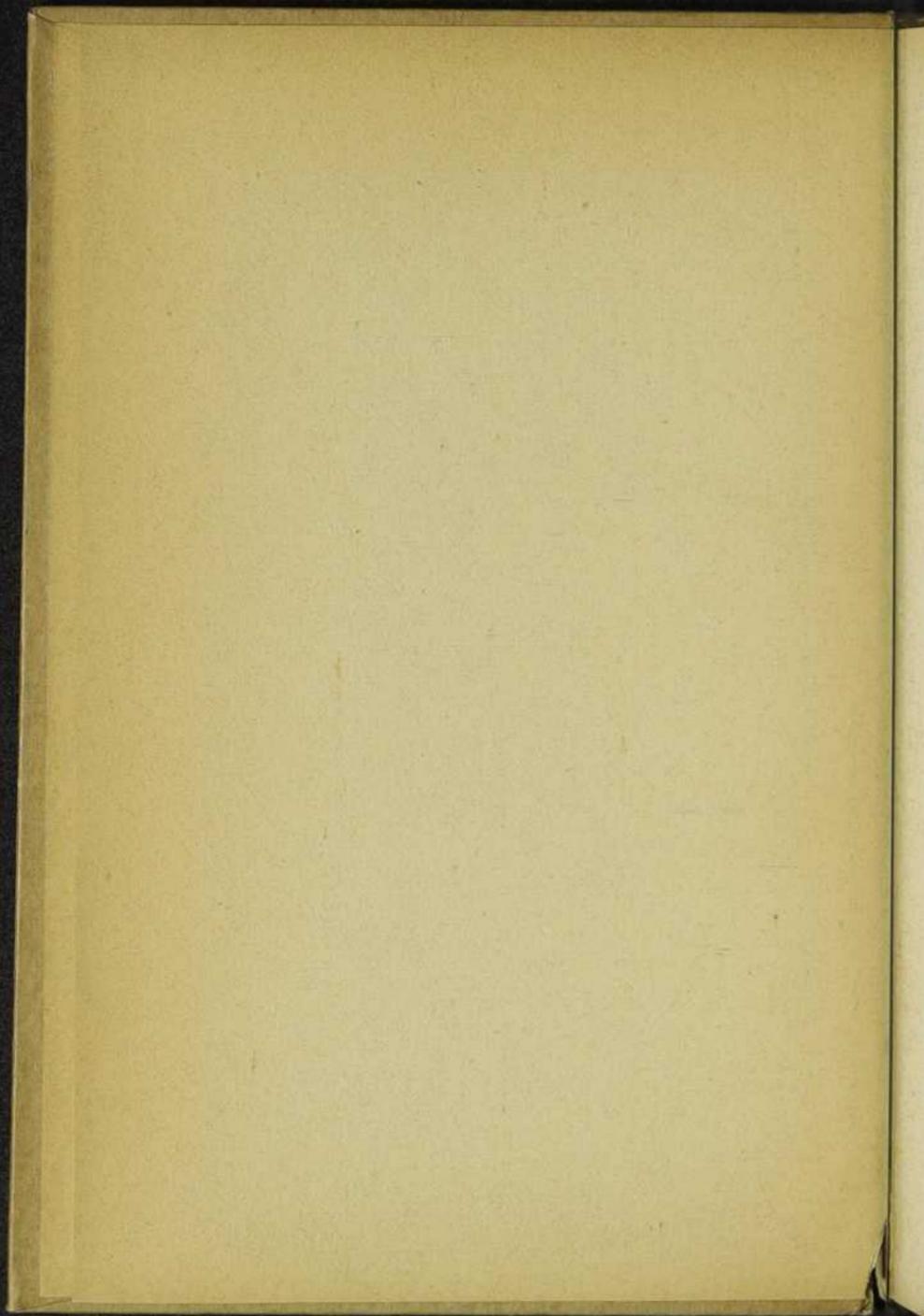


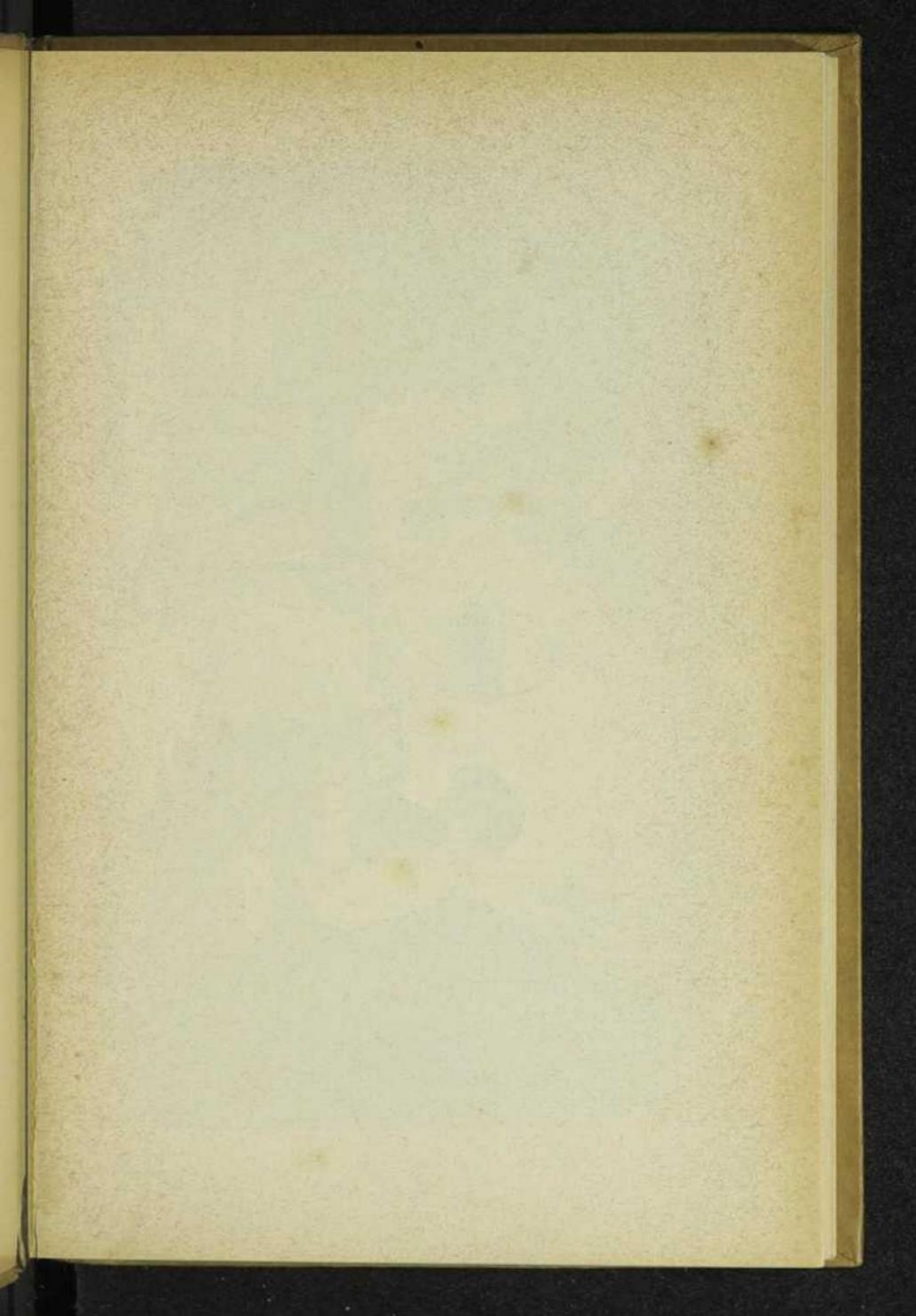
J. J. Porchat

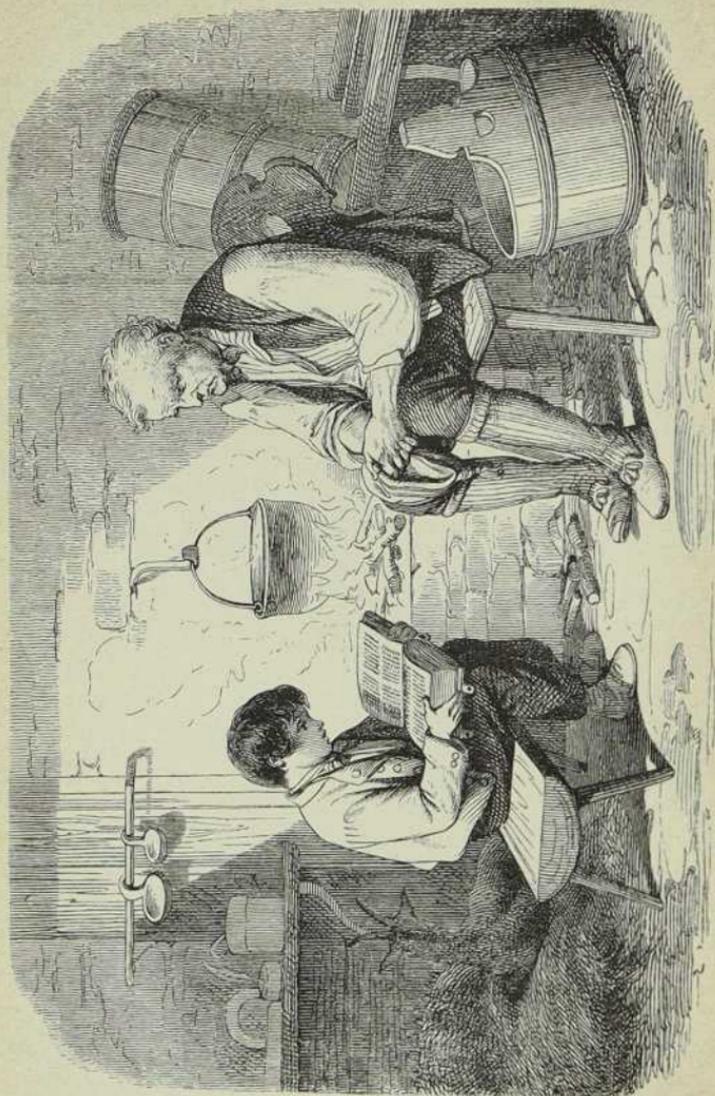
Drei Monate
unter dem Schnee



41-







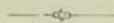
4677

Drei

Monate unter dem Schnee.

Tagebuch

eines Knaben aus dem Jura.



Nach einer von der französischen Akademie gekrönten Preisschrift

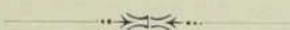
von

J. J. Porchat.

Bevormortet von **D. Glaubrecht.**



Fünfte Auflage.



Calw & Stuttgart.

Verlag der Vereinsbuchhandlung.

1896.

Stichting voor de Wetenschap

1880

1880

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

Vorwort.

Wiesen unter euch bin ich vielleicht nicht unbekannt, denn ich habe zu Jungen und Alten schon manch' trauliches Wörtlein gesprochen, und man sagt mir, auch die Kinder hätten sich an der „Anna, der Blutegelehändlerin“ gefreut, und an „Kalendermann“ und dem „Zigeuner“ sich erquickt, und an den „Schreckensjahren von Lindheim“ sich ein Fröstlein gelesen, denn die Hexenzeit sei eine gar böse Zeit gewesen. So bin ich euch also nicht fremd mehr und darum kein Störer eurer Kinderfreude, sondern gleichsam ein Hausfreund, dem die Kinder die Säcke visitieren, ob er etwas mitgebracht habe, ihn dann zum Sofa ziehen, daß er sich's bequem mache und dann erzähle, scherzhaft und ernsthaft, wie es kommt, wenn es nur etwas Neues ist. Und wie euch, so bin ich auch diesem Büchlein nicht fremd, denn hat es auch ein Anderer geschrieben und wieder ein Anderer übersetzt, so hab ich es doch auch unter Händen gehabt und manches Wörtlein darin gebessert und manchen Satz umgedreht und mundgerecht gemacht, denn das wißt ihr zum Teil schon, daß es gar nicht leicht ist, so ein Stück aus einem französischen Buche also zu verdeutschern, daß es sich angenehm liest und hört. Es hat eben seit dem Turmbau zu Babel eine jede Sprache ihre eigenen Zinessen, d. h. Absonderlichkeiten.

Das war's aber eigentlich nicht allein, was ich sagen wollte, sondern von der vorliegenden Geschichte wollte ich zu euch reden. Ein Kind, nicht viel älter als ihr, wird

mit seinem Großvater in einer Sennhütte auf dem Jura-gebirge eingeschneit, weit entfernt von den Seinen, und zwar drei Monate lang, und erlebt Gefahren und erfährt Prüfungen, die ein Kind kaum unter dem Troste von Vater und Mutter ertragen kann, geschweige denn in dunkler Hütte und allein.

Und doch fühlte sich dieses Kind nicht allein. Der war bei ihm, von dem David im Psalm sagt: „Ob ich schon wanderte im finsternen Thal, fürchte ich doch kein Unglück, denn Du bist bei mir.“ Er war diesen Verlassenen eine Mauer Tag und Nacht, Er hat mit seinem Worte ihre müden Herzen aufgerichtet und ihnen dasselbe zur Leuchte ihres Fußes und zum Licht auf ihrem Wege werden lassen, bis Er damit dem Großvater zum Himmel und dem Kinde zur Heimat den Weg zeigte. Aber der Herr, der dort auf dem Berge den Einsamen die Mauer baute und den Verlassenen sein Wort zum Tröster gab, das ist derselbe, den ihr, meine Kinder, Herr und Heiland nennt, der euer Führer war von Kindesbeinen an und bleiben muß, soll's euch für diesseits und jenseits wohl ergehen. Zu Ihm führt euch sein Wort, das aus Elternmund zu euch kommt, das euch jeder Sonntag predigt, das euch die Bibel lehrt und die Schule erklärt. Lasset euch durch dasselbe den Weg zeigen zum Vaterherzen; wer da ruht, dem ist wohl, der ist ein Kind Gottes. Ein Kind Gottes lernt stille sein und hoffen mitten im Sturm, lernt kämpfen wider die Versuchungen der Sünde und am Gebete seine Lust finden. Und das Gebet lautet: „Dennoch bleibe ich stets an Dir; denn Du hältst mich bei meiner rechten Hand, Du leitest mich nach Deinem Rat, und nimmst mich endlich mit Ehren an.“ Psalm 73, 23 u. 24.

Lindheim, im October 1850.

O. Glaubrecht.

Einleitung.

Meine jungen Freunde!

Die Erzählung, die ich euch hiermit weihe, hat einen Titel, der manchen unter euch in Erstaunen setzen wird; aber sie beruht wirklich auf einer Thatsache. Personen, welche die Bergländer und die Unfälle kennen, denen ihre Bewohner ausgesetzt sind, werden sich nicht darüber wundern.

Da diese Geschichte nicht allein zur Unterhaltung, sondern auch zur Belehrung dienen soll, so will ich in kurzen Worten theils die Orte, wo sie sich zutrug, theils das rauhe und mühselige Leben des Jurabewohners schildern. Die Erzählung wird dadurch um so klarer werden.

Der Jura ist ein von mehreren neben einander laufenden Bergketten gebildetes Gebirge, das sich zwischen Frankreich und der Schweiz von Basel bis über Genf hinaus erstreckt, und eine Länge von etwa sechzig und eine Breite von zwei bis sechs Stunden hat. Der Jura enthält eine Menge von Thälern und mehrere Bergspitzen von beträchtlicher Höhe, unter denen die bedeutendsten Cret du Creux und Reculet, 1723 und 1720 Meter über der Meeresfläche auf französischem, die Dole und der Mont-Tendre, 1678 und 1680 Meter hoch, auf Waadtländer Gebiet liegen.

Die Bewohnbarkeit der Berge hängt zumeist von ihrer größeren oder geringern Höhe ab. Je höher sie sind,

desto kälter ist es auf ihnen, desto kürzer ist der Sommer, desto schwerer gedeihen die Pflanzen und um so früher werden sie vom Schnee bedeckt. Es giebt deren viele, die so hoch sind, daß auf ihnen der Schnee niemals schmilzt.

Im Jura zwar schmilzt der Schnee jedes Jahr auf allen Bergen, und bis zu den höchsten Gipfeln hinauf findet man Pflanzen. An mehreren Orten sind die Berge mit prächtigen Buchen-, Eichen- und Tannenwäldern bedeckt, während in andern Gegenden vortreffliche Weiden liegen, auf denen sehr schönes Vieh weidet, insbesondere Ochsen, Kühe und Ziegen. Dennoch sind diese schönen Berge kaum fünf Monate im Jahr bewohnbar, vom Mai oder Juni an bis zum Anfange des Octobers.

Sobald der Schnee geschmolzen ist und die Höhen wieder grünen, schicken die in den Thälern oder auf den tiefern Abhängen gelegenen Dörfer ihre Herden auf den Berg*). Die Abfahrt ist ein wahrer Festtag, und doch ziehen diese armen Hirten hin, um fern von ihren Familien während der ganzen schönen Jahreszeit ein hartes, mühsames Leben voller Entbehrung zu führen. Sie leben fast nur von Milch, trinken das in Zisternen gesammelte Regenwasser (denn der Jura ist sehr wasserarm), und bringen ihre ganze Zeit damit hin, ihre Herden zu hüten, und jene großen und schönen Käse zu verfertigen, welche man im Freiburgischen Greizer Käse nennt.

*) „Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Stuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünklein fließen im lieblichen Mai.“

Schiller.

Diese Käse werden auf den Bergen selbst gemacht. Da hat jeder Hirte eine armselige, meistens aus Steinen gebaute Hütte, welche man chalet (Senne oder Sennhütte) heißt. Sie ist mit kleinen tannenen Brettern oder Schindeln gedeckt; dicke Steine, welche auf dem Dache liegen, geben ihm größere Festigkeit, daß es der Sturm nicht fortreißt. Das Innere der Sennhütte besteht aus drei Abteilungen, einem wohlverwahrten Stalle, als Obdach für das Vieh in der Nacht oder bei schlechtem Wetter, einer engen und kühlen Milchammer, wo man die Milch in reinlichen hölzernen Kübeln aufbewahrt, und einer Küche, die zugleich zur Schlafstätte dient, wo der arme Hirte oft nur Stroh zum Lager hat. In dieser Küche befindet sich ein geräumiger Schornstein, unter dem ein ungeheurer Kessel hängt, um die Milch zu wärmen und in Käse zu verwandeln.

So lange die Hirten sich auf dem Berge aufhalten, sehen sie kaum irgend jemanden, als höchstens einige Fremde, welche das Land durchwandern. Gern geben sie ihren Rahm und nehmen dagegen frisches Brot, was ein seltener Festschmaus in den Sennhütten ist. Dennoch beklagen sich diese Hirten nicht über ihr Schicksal und würden ihr Leben wohl mit keinem andern vertauschen. Sie lieben ihre rauhe Lebensart, und bleiben den Sitten, Arbeiten und dem Lande ihrer Väter getreu.

Ihr Sommeraufenthalt in den Bergen dauert gewöhnlich bis zum Tage des heiligen Dionysius, dem 9. Oktober. Dann verlassen sie den Berg, und die Heimfahrt ist wieder ein Fest für sie, wie die Abfahrt, aber ein viel froheres, weil sie wieder in den Schoß ihrer Familien zurückkehren. Nun beginnen ganz verschiedene Arbeiten

für sie. Daran gewöhnt, alles selbst zu machen, sind diese Bergbewohner sehr geschickt; sie verfertigen Haus- und Küchengeräte, Werkzeuge, machen hübsche Holzschmitzereien, welche in der Nachbarschaft verkauft und durch ganz Europa verschickt werden.

Während der langen Wintertage werden die Kinder im väterlichen Hause unterrichtet, da die Wege zur Schule nicht immer gangbar sind. Um die Eltern versammelt, regt sich bei manchen Kindern das Bedürfnis nach geistiger Beschäftigung; sie lesen mit einander irgend ein anziehendes Buch, und so belehren und erheitern sie sich zu gleicher Zeit.

Unser junger Dorfbewohner, dessen Erlebnisse wir schildern, ist also nicht ohne Bildung. Er hat wohl seine Geschichte schreiben können, und wir haben deshalb vorgezogen, ihn selbst sprechen zu lassen. Er wird uns selbst sagen, wie er dazu kam, sein Tagebuch zu schreiben, und wie er die Mittel dazu fand, als er sich infolge eines unerwarteten Ereignisses mit seinem Großvater in der Sennhütte eingeschlossen sah.

Wir wünschen euch, daß ihr niemals so harte Prüfungen erfahren möget; aber in dem Laufe eures Lebens werdet ihr oft Geduld und Mut nötig haben. Da wird euch denn das Beispiel des Ludwig Lopraz überzeugen, daß ein Kind, welches lebendiges Gottvertrauen hat, einer Kraft fähig ist, die man von seinem Alter nicht erwartet hätte; ihr werdet erfahren, daß die Schule des Unglücks oft die ersprießlichste für den Menschen ist, und daß die göttliche Güte sich eben so glänzend in unsern Trübsalen, wie in unsrem Glücke offenbart.

Den 22. November 18 . .

Da es Gottes Wille zu sein scheint, mich mit meinem Großvater auf längere Zeit in dieser Sennhütte einzuschließen, so will ich Tag für Tag niederschreiben, was uns begegnen wird, damit, wenn wir sterben sollten, unsere Eltern und Freunde doch erfahren, wie wir unsere letzten Tage verlebt haben, oder damit, wenn wir durch Gottes Güte gerettet werden sollten, dieses Tagebuch das Andenken an unsere Gefahren und Leiden erhalte. Mein Großvater wünscht, daß ich dies thue, um ein wenig jene Stunden zu verkürzen, welche ohne Zweifel uns sehr lang und einförmig sein werden. Ich will zuerst erzählen, was uns gestern begegnete.

Wir erwarteten seit einigen Wochen den Vater im Dorfe; der Tag des heiligen Dionysius war vorüber; alle Herden waren mit ihren Hirten vom Berge heimgezogen. Mein Vater allein war noch nicht zurückgekehrt, und man fragte sich ängstlich: „Was kann ihn zurückhalten?“ Tanten und Onkel versicherten zwar, daß man nicht unruhig zu sein brauche; vermutlich sei noch Futter vorhanden, und dieses sei wohl der Grund, warum mein Vater noch auf dem Berge verweile.

Aber mein Großvater fing doch endlich an, über dieses Ausbleiben besorgt zu werden; er sagte: „Ich will selbst hingehen, um zu sehen, was Franz zurückhält; ohnedies möchte ich gern noch einmal die Sennhütte besuchen.

„Wer weiß, ob ich sie nächstes Jahr noch sehe? Willst du mit mir gehen?“ setzte er hinzu, indem er mich anblickte.

Diese Einladung entsprach meinen Wünschen, da ich ihn selbst um die Erlaubnis hatte bitten wollen, ihn begleiten zu dürfen; denn mein Großvater und ich trennen uns nicht gern von einander.

Unsere Vorbereitungen zur Reise waren bald getroffen. Langsam stiegen wir aufwärts, bald durch enge Schluchten, bald an tiefen Abgründen hinwandernd. Eine Viertelstunde von der Sennhütte näherte ich mich aus Neugierde zu sehr einem steilen Abhange, und mein Großvater, der mir schon mehr als einmal gesagt hatte, daß ihn das beängstige, schritt rasch vor, um mich bei der Hand zu fassen. Da glitt er auf den glatten Steinen aus und verrenkte seinen Fuß, was ihn sehr schmerzte; aber einige Augenblicke nachher konnte er wieder gehen, und wir hofften, daß es keine weitere übeln Folgen haben würde. Mit Hilfe seines Stechpalmstabes und meiner Schulter, auf die er sich stützte, schleppte er sich bis hierher in die Sennhütte.

Mein Vater war von unserem Besuch sehr überrascht. Er rüstete sich eben zur Abreise, so daß, wenn wir im Dorfe einen Tag länger auf ihn gewartet hätten, er selbst gekommen wäre, uns aus der Unruhe zu reißen.

„Ihr seid es, mein Vater!“ sagte er, ihm entgegen eilend, um ihn zu unterstützen. „Ihr habt also geglaubt, daß mir irgend ein Unfall begegnet sei?“

„Ja, wir kommen, um zu sehen, was dich zurückhält, während alle Nachbarn schon ins Thal gezogen sind.“

„Einige unserer Kühe waren nicht ganz gesund; aber jetzt sind sie wieder hergestellt. Diesen Abend sende ich den Peter mit den letzten Käsen fort, und morgen treib ich mit der Herde zu Thal.“

„Bist du sehr müde, Ludwig?“ sagte mein Großvater zu mir.

Der Ton, mit welchem er diese Frage that, schien eine geheime Absicht anzudeuten und ich gab eine ausweichende Antwort.

„Ich denke,“ setzte mein Großvater hinzu, „es wäre klug, den Knaben mit dem Peter fortzuschicken; seit einer halben Stunde hat sich der Wind gedreht, und er kann uns diese Nacht schlechtes Wetter bringen.“

Mein Vater drückte dieselbe Befürchtung aus und wünschte, ich möge diesem Rat folgen.

„Wenn du willst,“ sagte mein Großvater zu mir, „so will ich alle meine Kräfte anstrengen und noch heute mit dir hinunter gehen; einige Augenblicke Ruhe werden mir genügen.“

„Ich möchte lieber auf Euch warten,“ sagte ich zu meinem Vater, indem ich ihm um den Hals fiel. „Der Großvater bedarf einer Nacht, um auszuruhen; er hat sich den Fuß verrenkt und ich hab es verschuldet.“ Hierauf erzählte ich, was uns in einiger Entfernung von der Sennhütte begegnet war. Wir beschloßen, den andern Tag mit einander wegzugehen.

Als mein Vater glaubte, daß ich sehnsüchtige Blicke nach dem Topfe richte, welcher über dem Feuer hing, so rührte er uns eine Maismehlsuppe mit Milch auf, die wir nach Soldatenweise aus der Schüssel aßen. Hierauf

legte ich mich zu Bette und schlief ein, ohne viel auf das Gespräch meines Großvaters und Vaters acht zu geben, welche noch lange nach dem Nachessen halblaut mit einander sprachen.

Den andern Morgen war ich sehr überrascht, den ganzen Berg weiß zu sehen. Der Schnee, von einem heftigen Winde getrieben, fiel noch in dichten Flocken. Dies hätte mich sehr belustigt, wenn ich nicht die Verlegenheit meines Vaters bemerkt hätte. Ich selbst geriet in große Unruhe, als ich sah, daß mein Großvater versuchte, einige Schritte zu gehen, und nur mit großer Mühe sich fort-schleppte, indem er auf das Hausgeräthe und an die Wände sich stützte. Von dem gestrigen Unfall war sein Fuß geschwollen und schmerzte ihn sehr.

„Geht nur, geht,“ sagte er zu uns. „Führe den Knaben hinab, ehe noch mehr Schnee fällt. Du siehst, daß es mir unmöglich ist, euch zu folgen.“

„Aber glaubt ihr denn, mein Vater, daß ich Euch in diesem Zustande verlassen werde?“

„Zuerst bring deinen Sohn und deine Herde in Sicherheit, dann magst du an mich denken. Später könnt ihr mit einer Tragbahre heraufkommen und mich von hier wegbringen.“

„Ich bitte Euch, mein Vater, laßt mich nur machen, setzt Euch auf meine Schultern. Kommt, laßt uns unverzüglich aufbrechen.“

„So schwer beladen, mein Lieber, kannst du unmöglich die Herde fortbringen und dabei diesen Knaben führen.“

Unter solchem Hin- und Herreden verbrachten wir

einen Teil des Tages, ohne zu einem Entschlusse zu kommen. Wir hofften immer noch, daß man aus dem Dorfe uns zu Hilfe käme. Am Ende sagte ich, daß ich groß genug sei, um des Führers entbehren zu können, und stark genug, um meinem Vater die Herde treiben zu helfen.

Alle Vorstellungen waren fruchtlos; mein Großvater beharrte auf seinem Entschlusse. Er wollte uns nicht in Gefahr bringen dadurch, daß er alle unsere Kräfte für seine Person in Anspruch nehme.

Mein Vater bestürmte ihn mit einer Lebhaftigkeit, die an Heftigkeit grenzte. Ich weinte. Endlich vermittelte ich den Streit, indem ich zu meinem Vater sagte: „Laß mich mit meinem Großvater in der Sennhütte bleiben. Ihr kommt um so eher nach Hause; dann kehrt Ihr mit einigen Leuten wieder hierher zurück, um uns zu retten; auf diese Art hat der Großvater jemand, der ihn bedient und ihm Gesellschaft leistet, und ich habe Gelegenheit, ihm für seine Liebe erkenntlich zu sein; wir werden einander beistehen und Gott, der Allmächtige, wird uns helfen.“

„Der Knabe hat Recht,“ sagte mein Großvater; „der Schnee liegt schon so hoch und der Sturm ist so heftig, daß es mir gefährlicher für ihn scheint, wenn er dir folgt, als wenn er bei mir bleibt. Hier, Franz, nimm diesen Stock; er ist stark; er hat einen eisernen Stachel, er wird dir ebenso gute Dienste beim Hinabsteigen leisten, als er mir beim Herauskommen geleistet hat. Treibe die Kühe aus dem Stalle; laß die Ziege und den übrigen Mundvorrat hier; ich fürchte mehr für dich als für uns.“

Einige Augenblicke schon stand mein Vater da mit gesenktem Haupte; nun erhob er es plötzlich, wandte die Blicke auf mich und preßte mich heftig in seine Arme; ich fühlte seine Thränen über meine Wangen rinnen. „Ich will dir keine Vorwürfe machen, lieber Ludwig, aber du siehst nun die Folgen deines Ungehorsams; versprich mir, nie wieder in diesen Fehler zu fallen. Es ist Gottes Wille, was wir erleben, und wir müssen gestehen, daß weder dein Großvater noch ich die große Verlegenheit voraussehen konnten, in der wir uns befinden. Hätten wir gestern Abend geahnt, daß unsere Lage heute so schwierig sein würde, so hätten wir mit Peters Hilfe den Großvater fortgebracht.“

Als ich meinen Vater bereit sah, fortzugehen, gab ich ihm eine schöne, mit Stroh umflochtene Reiseflasche, in der noch ein wenig Wein war, und die ich den Tag vorher mitgenommen hatte.

„Nehmt sie,“ sagte ich zu ihm, „Ihr könnt sie jetzt besser brauchen als ich. Ihr wißt ja, daß meine arme Mutter mir diese Flasche gegeben hat, als ich das erste Mal auf den Berg ging, um Euch zu besuchen; es freut mich nun, daß sie jetzt in einem für Euch und für uns so wichtigen Augenblicke dienen kann.“

„Die gute Maria!“ rief mein Vater gerührt, „sie schläft nun im Frieden.“

Und er drückte mich noch einmal an die Brust, in Gedanken an die Selige, welche mich nicht mehr lieblos ansehte.

Wir trieben die Tiere aus dem Stalle, sie schienen betroffen, die Erde mit Schnee bedeckt zu finden. Einige

entfernten sich und liefen um die Sennhütte herum. Endlich schlugen sie den Weg nach Hause ein. Noch wenige Augenblicke und mein Vater verschwand mit der Herde in dem dicht fallenden Schnee.

Man sah sie schon lange nicht mehr, und noch immer schienen mein Großvater ihnen mit den Blicken zu folgen. Er sah zum Fenster hinaus, ohne ein Wörtchen zu sagen, nur seine Lippen schienen zu flüstern, seine Hände waren gefaltet und seine Augen gen Himmel gerichtet. Seine betende Stellung erinnerte mich an meine Pflicht; ich vereinigte mich mit ihm in Gedanken und empfahl meinen Vater dem Schutze des Höchsten. So blieben wir lange Zeit stehen, dann blies der Wind heftiger, dichte schwarze Wolken umhüllten uns, und es wurde fast plötzlich Nacht. Und doch hatte unsere hölzerne Wanduhr kaum drei Uhr geschlagen.

„Guter Gott, erbarme Dich seiner!“ sagte mein Großvater; „aber er hat gewiß schon lange den Wald hinter sich, und ist diesem Windstoße nicht ausgesetzt. Wie unruhig wird er sein über unser Schicksal!“

Den ganzen Tag waren wir so voll Unruhe, daß wir nicht daran dachten, die geringste Nahrung zu uns zu nehmen, doch endlich regte sich der Hunger. Da machte ich meinen Großvater auf das Meckern der Ziege aufmerksam.

„Das arme Bläßchen!“ sagte er. „Ihre Milch wird ihr lästig; sie ruft uns. Zünde die Lampe an, wir wollen sie melken, und dann zu Nacht essen.“

„Zu Nacht essen und frühstücken zugleich, Großvater!“

Diese Bemerkung machte ihn lächeln, und so viel ich beim Scheine der Lampe erkennen konnte, war seine Miene ruhiger, was mir wieder ein wenig Mut machte. Der Wind wehte noch immer sehr stark, er fing sich in den rasselnden Schindeln, und es schien zuweilen, als ob er das Dach davontragen wollte. Alle Augenblicke erhob ich den Kopf.

„Fürchte nichts,“ sagte mein Großvater, „dieses Haus hat wohl schon andere Stürme ausgehalten. Die Schindeln sind mit dicken Steinen beschwert, und weil das Dach ziemlich flach ist, so kann der Wind es nicht fassen.“ Dann winkte er mir, voranzugehen, und wir traten in den Stall.

Als die Ziege uns sah, meckerte sie lauter und stärker; sie zerriß fast den Strick, mit dem sie angebunden war, so sehr strengte sie sich an, zu uns zu kommen. Mit welcher Begierde fraß sie die Hand voll Salz, die ich ihr gab! Sie leckte mir mehrmals die Hand, um ja kein Körnchen zu verlieren. Sie lieferte uns einen großen Topf voll Milch.

Diese kam mir erwünscht. Mein Großvater sagte, indem er wieder in die Küche kam: „Wir müssen uns wohl hüten, Bläschen noch einmal zu vergessen; wir wollen sie sorgfältig morgens und abends melken; unser Leben hängt von dem ihrigen ab.“

Ich antwortete ihm: „Glaubt Ihr denn, daß wir lange hier bleiben müssen?“

„Das ist nicht gewiß, mein Lieber, aber es ist möglich. Man muß immer das Beste hoffen und seine Maßregeln nehmen, als ob das Schlimmste käme.“

Nach dem Abendessen ging ich hin und gab dem guten Tiere, das uns ernähren sollte, Futter und frische Streu, und liebteste es, ich muß es gestehen, freundlicher als gewöhnlich. Auch sie schmiegte sich an mich, als wenn sie Mitgefühl für unsere Lage hätte. Als sie mich in die Küche zurückgehen sah, fing sie an, kläglich zu meckern. Wir blieben einige Augenblicke beim Feuer sitzen; aber freilich befindet man sich bei weitem schlechter hier oben als in unserm Hause in der Ebene. Das Kamin ist unten so groß als eine gewöhnliche Stube; nach oben hin wird es enger, aber die Öffnung auf dem Dache ist doch noch so weit, daß der Schnee, vom Wirbelwinde getrieben, hineinfiel und uns sehr belästigte. Das Feuer, in dem er schmolz, empfing ihn unwillig zischend, und von Zeit zu Zeit mußten wir die Flocken abschütteln, mit denen unsere Kleider bedeckt waren.

„Du siehst wohl, mein Kind,“ sagte der Großvater, „daß wir diesen Abend uns zu Bett legen müssen, um uns zu wärmen. Thun wir das! der Schnee kann uns dort nicht erreichen, morgen wollen wir sehen, wie wir uns am Feuer vor ihm schützen können. Laß uns zu Gott flehen und uns seiner Obhut empfehlen; Er ist überall bei uns, auf dem Berge wie in der Ebene; wenn der Schnee, der uns bedeckt, noch hundertmal dichter wäre, so ruhte Sein Auge doch auf uns; Er sieht unsere gefalteten Hände; Er hört unsere schwachen Seufzer. Ja, Herr, Du bist mit uns, ohne Furcht ruhen wir unter dem Schatten Deiner Flügel.“

Ich war gerührt, und niemals betete ich mit mehr Inbrunst als gestern Abend.

Diesen Morgen, als ich erwachte, war es stockfinster, und ich glaubte zuerst, daß ich früher als gewöhnlich aufgewacht sei; jedoch hörte ich meinen Großvater tappend umhergehen und ich rieb mir die Augen, aber ich sah darum nicht heller.

„Großvater,“ sagte ich, „Ihr steht ja vor dem Tage auf!“

„Mein Kind,“ antwortete er, „wenn wir warten wollten, bis das Tageslicht zu uns dringt, so müßten wir lang im Bette bleiben. Ich glaube, daß der Schnee bis über die Fenster geht.“

Bei dieser Nachricht schrie ich laut auf vor Schrecken; aus dem Bette springend, zündete ich schnell unsere Lampe an, und bald überzeugten wir uns leider, daß die Vermutung meines Großvaters gegründet war.

„Je nun, das Fenster ist tief,“ fügte er hinzu; „übrigens ist es wahrscheinlich, daß sich an diesem Orte der Schnee angehäuft hat; vielleicht wenige Schritte nur von dem Hause ist der Schnee kaum zwei Fuß tief.“

„Man wird doch hoffentlich kommen, um uns zu retten?“

„Ich hoffe es, aber nächst Gott können wir nur auf uns selbst zählen. Angenommen, Gott wolle uns einige Zeit hier einschließen, so müssen wir zuerst auf die Mittel denken, unser Leben zu fristen, und dann wohl überlegen, wie wir diese Mittel anwenden wollen.“

Der Tag ist angebrochen, das liegt außer allem Zweifel. Der Zeiger des Ruckucks*) steht auf sieben Uhr;

*) So heißt man die hölzernen Wanduhren, welche in diesen Bergen verfertigt werden, und deren Gang sehr regelmäßig ist.

wie froh bin ich, daß ich die Uhr gestern Abend aufgezogen habe; das ist eine Vorsicht, die wir nie außer acht lassen dürfen; man möchte doch gern wissen, wie man lebt. Auch Bläschen muß regelmäßig versorgt werden. So begannen wir den heutigen Tag; aber er war traurig und ermüdend: ich kann die Feder nicht mehr halten; der Großvater meint, daß ich die weitere Erzählung auf morgen versparen soll.

Den 23. November.

Wenn das so fortgeht, werde ich Mühe haben, jeden Abend die Geschichte des Tages zu schreiben. In der Schule lobte man mich oft wegen der Leichtigkeit, mit der ich die Aufsätze niederschrieb, welche die vorgerückteren Schüler zu machen hatten; aber ich bin weit davon entfernt, alles sagen und schreiben zu können, was ich denke und was ich fühle. Ich will mein Möglichstes thun. Sollten diese Zeilen je von Fremden gelesen werden, so mögen dieselben nicht vergessen, daß man sie in einer Sennhütte fand, und daß sie das Werk eines Schülers sind.

Gestern Morgen, als wir sahen, daß der Schnee noch tiefer als Tags zuvor gefallen, und daß wir nun von Menschen völlig abgeschlossen waren, betrübten wir uns zwar, ließen uns aber von den nötigen Geschäften nicht abhalten. Zuerst dachten wir an das Frühstück. Während der Großvater die Ziege melkte, sah ich ihm aufmerksam zu.

„Du thust wohl daran,“ sagte er zu mir, „du mußt mich ersegen lernen. Du siehst, daß es mir schwer fällt,

mich zu bücken, um das Futter der Ziege zu erreichen. Tritt näher und versuch einmal, sie zu melken.“ Ich that, wie er wünschte, doch gelang es mir diesmal schlecht, ich schien dem armen Tiere wehe zu thun; denn sie schlug mit dem Fuße hinten aus, und beinahe hätte sie den Milcheimer umgeworfen. Seitdem, nämlich gestern abend und heute morgen, machte ich zwei neue Versuche und es gelang mir besser.

Nach dem Frühstücke musterten wir alle Gegenstände, die sich in der Sennhütte zu unserm Gebrauche vorfanden. Ich will sie ein andermal aufzählen, denn ich habe noch so vieles zu sagen, daß ich fürchte, wie gestern, nicht fertig zu werden.

Nachdem wir alles gesehen, was an Mundvorrat und Geräten in unserm Besitze war, hätten wir gern gewußt, wie es mit dem Wetter stehe. Ich stellte mich deshalb unter das Kamin und schaute durch die einzige Öffnung der Sennhütte, welche noch frei war. Wenige Augenblicke darauf erleuchtete die Sonne den Schnee, welcher rings um die Öffnung zu beträchtlicher Höhe sich erhob. Ich machte meinen Großvater darauf aufmerksam.

Man bemerkte ziemlich genau die Dicke der Schneelage, weil der obere Teil des Kamins nicht über das Dach emporragt, sondern nur eine Öffnung im Dache bildet, wie die eines Heubodens.

„Wenn wir eine Leiter hätten,“ sagte mein Großvater, „so könntest du hinaufsteigen und die Klappe frei machen, die dein Vater, wie er mir sagte, leztthin angebracht hat, um sich gegen Regen und Schnee zu schützen.“

„Wenn der Schornstein enger wäre,“ erwiderte ich, „so könnte ich die Leiter entbehren, doch will ich versuchen, ob ich, wie die Schornsteinfeger, hinaufklettern kann.“

Nach kurzem Nachdenken erinnerte sich mein Großvater, daß sich in dem Stalle eine lange tannene Stange befände. Ich klatschte in die Hände vor Freuden, als er mir diesen Umstand ins Gedächtnis zurückrief.

„Das ist alles, was wir brauchen,“ sagte ich, „ich bin schon oft auf Bäume geklettert, deren Stamm nicht viel dicker war. Auch hat die Stange noch ihre Rinde, und darum geht es um so leichter.“

Aber diese Stange in den Schornstein zu bringen, das schien uns doch einige Schwierigkeit zu haben. Glücklicherweise war die untere Öffnung des Kamins sehr weit und ziemlich hoch über der Erde, und da die Stange überdies von biegsamem Holze war, so brachten wir es glücklich zu stande.

Nun machte ich mich ans Werk, nachdem ich eine Schnur an meinen Gürtel gebunden hatte, um mittels derselben eine Schaufel hinaufzuziehen, wenn ich oben wäre. Ich half mir so viel als möglich mit Füßen und Händen, indem ich mich auch gegen die Wände des Schornsteins stemmte, bis ich endlich auf das Dach gelangte. Oben angekommen, machte ich mir zuerst einen freien Raum, indem ich den Schnee wegschaufelte, und da sah ich denn, daß der Schnee ungefähr drei Schuh tief war; um die Sennhütte herum schien er viel tiefer. Der Wind hatte ihn da zusammengetrieben, etwa wie man die Erde um das Gemüse aufhäufelt; aber dennoch war nicht zu leugnen, daß eine ungeheure Masse Schnee in kurzer Zeit

gefallen war. Der ganze Raum um die Sennhütte herum ist ein großer weißer Teppich; ebenso weiß ist der Tannenwald, welcher die Aussicht begrenzt, und durch den der Weg ins Thal hinabführt; nur die Baumstämme sind wie schwarz auf weißen Grund gezeichnet. Mehrere Bäume sind unter der Schneelast gebrochen; ich sah dicke Äste und selbst Stämme zerknickt.

Es wehte eben ein heftiger und eiskalter Nordwind; die düstern Schneewolken, die er vor sich hertrieb, öffneten sich zuweilen, um die Strahlen der Sonne durchzulassen; ihre blendende Helle lief, mit tiefen Schatten abwechselnd, über das Schneefeld hin.

Ich zitterte vor Frost. Als ich dem Großvater erzählte, was ich gesehen, bemerkte er, daß ich mit den Zähnen klapperte; da rief er mir zu, mich zu beeilen und die Klappe vom Schnee zu befreien, indem ich ihn rings um den Schornstein wegschaufelte. Diese Arbeit nahm einige Zeit in Anspruch und machte mir Mühe; aber es wurde mir warm dabei. Als ich damit fertig war, legte ich das Seil wieder in die Rolle, so daß die Klappe sich öffnet, wenn man an dem Seile zieht, und durch ihre eigene Schwere sich schließt, wenn man das Seil fahren läßt. Nachdem wir zwei- oder dreimal den Versuch damit gemacht hatten, um uns zu versichern, daß alles nach Wunsch gehe, kletterte ich wieder hinab und zwar leichter, als ich hinauf geklettert war.

Meine Kleider waren ganz naß, und ich hatte keine andern, um zu wechseln. Wir machten ein helles Feuer aus Reisig und Tannenzapfen, dann schlossen wir die Schornsteinklappe und ließen nur die nötige Öffnung,

um dem Rauch Abzug zu verschaffen. So verbrachten wir den größten Theil des Tages am Kamin, ohne anderes Licht als den Schein des Feuers; denn unser Vorrat von Öl ist sehr klein, und wir sehen nun leider, daß wir unser Gefängnis so bald nicht verlassen werden. Wir zündeten unsere Lampe erst an, als der Augenblick gekommen war, die Ziege zu melken.

Es war etwas Ungewohntes und Trauriges für uns, den ganzen Tag so hinzuschmachten. Die Stunden hätten mir aber, so glaub ich, weniger lang geschienen, wenn ich nicht in ewiger Erwartung gewesen wäre. Es war mir immer, als ob jemand erscheinen müsse, um uns zu retten. Später kletterte ich noch einmal auf das Dach und spähte umher, ob niemand komme. Ich bestürmte den Großvater mit Fragen. „Er hoffe,“ sagte er, „daß mein Vater ohne Unfall zu Hause angekommen sei; aber vielleicht wären die Wege eingesunken, oder durch zusammengeweheten Schnee verschüttet.“

Wir verschlossen darauf die Schornsteinklappe gänzlich und legten uns mit der Hoffnung nieder, daß man uns heute zu Hilfe kommen würde. Die ganze Nacht mußte es geschneit haben, weil wir die größte Mühe hatten, die Schornsteinklappe wieder zu öffnen; endlich gelang es mir, und wir konnten ein Feuer anzünden. Der frische Schnee war zwei Fuß tief. Der Großvater redete mir zu, ich möge die Hoffnung aufgeben, diese Gruft vor dem Frühling zu verlassen. Was mich am meisten traurig macht, ist nicht diese Gefangenschaft, sondern die Angst um meinen Vater, ob er den Gefahren des Weges entgangen sei, und seine Besorgnis, die er jetzt um uns hat.

Im Frühling dieses Jahres kam ich auf einige Tage zu ihm in diese Sennhütte. Ich hatte Tinte, Federn und Papier mitgebracht; denn er wünschte, daß ich nicht aufhöre, mich mit Schreiben zu beschäftigen, wenn ich auch nicht in die Schule gehe. Beim Weggehen wollte ich meine Schreibmaterialien wieder mitnehmen; aber er sagte zu mir: „Laß das alles hier in diesem Schranke, nächstes Jahr, wenn du wieder kommst, kannst du es aufs neue brauchen.“ Das sind nun die Federn und das Papier, deren ich mich jetzt bediene, aber unter ganz anderen Umständen, als ich mir je gedacht hätte.

Den 24. November.

Ich zittere noch immer vor Schrecken, wenn ich an das Unglück denke, das uns hätte begegnen können! Wer hätte sich aber auch einbilden können, daß wir, unter dem Schnee begraben, Gefahr laufen würden, im Feuer umzukommen? Das ist also ein neuer Feind, gegen den wir uns wappnen müssen. Wir saßen vor unserm Feuer, und um uns ein wenig die Zeit zu vertreiben, ließ mich mein Großvater einiges ausrechnen; ich hatte Asche auf den Herd gestreut, wie man es mit dem Sande in manchen Schulen macht, um Zahlen darauf zu schreiben. Während ich beim Scheine der Feuerbrände meine Rechnung machte, wurde es uns auf einmal warm im Rücken; diese Wärme kam von einer brennenden Strohgarbe, die wir zu etwas hatten brauchen wollen, und die ich zu nahe an den Herd gestellt hatte.

Ich wollte mich auf die brennende Garbe stürzen, um das Feuer zu löschen; aber ich verbrannte mir nur

die Hände, ohne meine Absicht zu erreichen. Mein Großvater sprang, trotz der Anstrengung, die es ihn beständig kostete, aufzustehen, auf die Garbe los, ergriff sie und trug sie schnell unter den Schornstein, obgleich sie schon lichterloh brannte.

„Weg mit allem, was Feuer fangen kann!“ schrie er mir zu.

Ich trug unsere Stühle, den Holzvorrat und alles weg, was in der Nähe des Herdes war. Und nun hatten wir einen schrecklichen Augenblick zu überstehen. Die Flamme loderte immer höher hinauf; mit Hilfe einer eisernen Gabel und der Feuerschaufel drückten wir die Garbe gegen die Mauer. Nicht einen Tropfen Wasser hatten wir vorrätig! Eine rötliche Flamme erhellte die Sennhütte; der Qualm konnte sich keinen Abzug verschaffen und erstickte uns fast. Und doch würde sich das Feuer überall verbreitet haben, und wir wären sicher verloren gewesen, wenn wir die Garbe hätten fallen lassen. Flammende Strohhalme flogen rings umher, wie leicht konnten sie auf das Bett fallen, das in der Ecke des Zimmers stand, oder die Balken über unsern Häuptern und die Scheidewand ergreifen, die uns von dem Stalle trennt. Man sollte doch meinen, so eine Strohgarbe wäre bald verbrannt, und doch schien es mir, als ob ich das Ende nicht erleben könnte. Endlich legte sich der Brand.

„Jetzt schnell,“ sagte mein Großvater zu mir, „tritt mit den Füßen auf das, was noch brennt, und suche sorgfältig die geringsten Fünklein auszulöschen.“

Er ging mir mit seinem eigenen Beispiele voran. In wenig Augenblicken umgab uns wieder dichte Finsternis;

aber unsere Furcht legte sich nicht eher, als bis wir uns versichert hatten, daß das Feuer nirgends etwas in unserer Umgebung angesteckt habe. Nach und nach verzog sich auch der Rauch; wir zündeten die Lampe an, und sahen nun, daß wir schwarz wie Kohlenbrenner waren; aber, Gott sei Dank, wir und unsere Sennhütte waren gerettet, und nur einige Brandmale an Händen und Füßen trugen wir davon.

Wir schüttelten die Asche und den Staub von uns ab, und mein Großvater sagte: Man kann nicht schnell genug seine Fehler wieder gut machen. Hätten wir einen Eimer Wasser bei der Hand gehabt, so hätten wir diese Gefahr verhüten können. In der Milchammer liegt ein leeres Faß; wenn wir den einen Boden einschlagen und es mit Schnee füllen, so wird der bald hier am Feuer schmelzen und wir haben dann für den Notfall einen guten Wasservorrat. Aber vor allen Dingen laß uns künftig sorgfältiger und aufmerksamer sein. Ich brauche dir wohl nicht zu sagen, daß der Brand der Sennhütte unser Tod sein würde; wir haben kein Mittel, uns zu retten; ein solches Ereignis würde für uns eben so schrecklich sein, wie für die Seelente ein Schiffsbrand auf dem Meere.“

Wir machten uns daher auf der Stelle ans Werk. Die Thüre der Sennhütte schlossen wir auf und füllten das Faß, das wir an einen gehörigen Ort gebracht hatten. An Schnee war Ueberfluß, und das Herz ward mir schwer, als ich bei Öffnung der Thüre die weiße Mauer sah, die uns von der ganzen übrigen Welt trennte.

Den 25. November.

Auf Gott allein sollen wir unsere ganze Hoffnung setzen. Es schneit unaufhörlich in dichten Flocken. Ich hatte wieder große Mühe, der mit Schnee bedeckten Schornsteinklappe freien Spielraum zu verschaffen. Wir hielten es für gut, das Dach von einem Theile seiner Last zu befreien. Lange Zeit war ich heute damit beschäftigt und ließ nur so viel liegen, um uns gegen den Frost zu schützen, den übrigen Schnee schaufelte ich weg.

Es zerstreut mich, ein wenig außerhalb meines Herkers zu sein, und doch hat alles, was ich erblicke, ein trauriges Aussehen. Um das Haus herum kann man die Unebenheiten des Bodens fast nicht mehr unterscheiden; die Cisterne, welche ich gestern noch bemerken konnte, ist jetzt völlig verschwunden; es giebt nichts düstereres als diese Landschaft; die Erde ist weiß, der Himmel dunkel. In der Schule las ich Reisebeschreibungen von dem Eismeere und den Polarländern; es kommt mir vor, als wären wir dahin verjagt worden. Doch auch in diesem Gedanken liegt etwas Tröstliches für mich; denn auch solche arme Reisende entgingen manchmal den großen Lebensgefahren und kehrten wieder in ihr Vaterland zurück. Warum sollte ich nicht auch hoffen, meinen Vater und unser Dorf wieder zu sehen?

Auch sind wir nicht so ganz entblößt in unserer von der Welt abgeschiedenen Wohnung. Wir haben mehr Heu und Stroh, als nötig wäre, um die Ziege ein Jahr lang mit Futter und Streu zu versorgen. Wenn Bläzchen nicht aufhört, uns Milch zu geben, so ist sie unsere

Netterin. Aber irgend ein Unfall kann uns ihrer be-
rauben, und wir sind deshalb sehr froh, in einem Winkel
des Stalles einen kleinen Vorrat von Kartoffeln gefunden
zu haben, die wir sorgfältig sparen wollen. Wir be-
deckten sie sogleich mit Stroh, um sie vor dem Froste
zu schützen. Auch Holz fanden wir im Stalle, wo es
mein Vater hatte aufschichten lassen; aber es wird leider
nicht hinreichen, uns einen ganzen Winter lang zu
wärmen, wir haben deshalb sehr wohlgethan, zu rechter
Zeit noch an die Schornsteinklappe zu denken; diese
können wir nun schließen, so oft wir des Feuers nicht
dringend bedürfen. Glücklicherweise schützt uns der Schnee,
der uns einschließt, auch gegen die Kälte. Ich war an-
fangs sehr erstaunt, daß wir, so ganz vom Schnee um-
geben, doch so wenig vom Froste zu leiden hatten. „Auf
diese Weise,“ sagte aber mein Großvater, „erhält sich
auch das Getreide unter dem Schnee. Wir wollen es
ebenso machen; den ganzen Winter hindurch wollen wir
uns recht einhüllen und verbergen, und wenn der Früh-
ling kommt, wollen wir wieder ausfliegen.“ Aber bis
zu diesem Zeitpunkte werden wir uns leider noch genug
langweilen, und Gott wolle nur geben, daß es damit
geschehen sei.

Außer dem Holze haben wir noch einen Haufen
Tannenzapfen, wovon ich selbst einen Teil gesammelt
habe, um sie im Dorfe zu benutzen. Es ist ein bloßer
Zufall, daß man sie nicht nach Hause getragen hat. Im
Notfalle werden wir kein Bedenken tragen, sogar die
Strippen und die Haufen des Stalles zu verbrennen.
Wenn man das Leben retten will, so nimmt man es

nicht so genau; man macht es wie die Seefahrer, die manchmal sogar ihre kostbaren Waren über Bord werfen.

Ein großer Teil des Hausgerätes war schon aus der Sennhütte weggetragen worden. Was wir am wenigsten vermissen, ist der große Kessel, in welchem man die Käse verfertigt. Einige der nötigen Küchengeräte sind zurückgeblieben, und außerdem ein Beil, das aber ganz schartig ist, und eine stumpfe Säge, auch hat jeder von uns ein Taschenmesser.

Wenn uns auch vieles fehlt, so werden wir uns doch zu behelfen wissen. Was uns aber am meisten Kummer macht, das sind unsere Mundvorräte; wir sind armselig damit bestellt. Es ist schade, daß wir von dem Brote, das man ein Jahr lang auf den Bergen aufbewahren kann, und das zuletzt so hart wird, daß man es mit dem Beile zerhauen muß, nur drei Laibe haben. Sie lagen in einem alten geschnitzten Schrank aus Eichenholz, den der Vater vor einigen Jahren hatte herauftragen lassen, weil er unten zu viel Platz einnahm; wir fanden auch Salz und etwas gemahlene Kaffee, ein wenig Öl und einen kleinen Vorrat Schweineschmalz darin.

„Das Schmalz kommt uns ganz gelegen,“ sagte ich, als ich es entdeckte.

„Ganz recht,“ sagte mein Großvater, „aber meiner Meinung nach dürfen wir es nicht zu den Speisen verwenden. Es ersetzt uns das Öl für die Lampe, an dem wir Mangel haben. Willst du nicht auch lieber hell sehen und dich mit schmaler Kost begnügen, als dieses Fett zum Schmelzen brauchen?“

„Ja freilich!“ antwortete ich. „Wie wäre es sonst

möglich, die langen Abendstunden hinzubringen, die so zu sagen schon des Morgens beginnen?“

Wir haben nur ein einziges Bett, aber wir schlafen ganz bequem darin; denn nach der Sitte der Bergbewohner ist es groß genug für fünf bis sechs Personen. Es steht in einem Winkel des Raumes, der zugleich zur Wohnstube, zur Küche und zum Käsemachen dient. In dem Bette ist freilich nur eine einzige Decke, aber wenn sie uns nicht warm genug ist, so können wir uns mit Stroh und Heu zudecken. Wir haben weder Leintücher noch Matratze, sondern bloß einen groben Strohsack. Für den Großvater wäre es mir sehr lieb, wenn wir ein bequemeres Lager hätten; denn ein gutes Bett kann einen alten Mann viele Entbehrungen vergessen lassen. Was mich betrifft, so vermisse ich nichts und wenn ich auch auf bloßer Erde schlafen müßte, denn schon öfters habe ich die Nacht auf dem Heuboden zugebracht. Ich wünschte nur, sagte ich, während drei oder vier Monaten die Natur der Murmeltiere zu haben und bis zur Rückkehr des Frühlings einzuschlafen.

Mein Großvater verwies mir diese Äußerung und nannte sie Undankbarkeit und Thorheit. Er sagte zu mir: „Lassen wir diesen langen Schlaf dem unvernünftigen Thiere, uns ist ein besseres Theil zugefallen. Es ist wahr, Gott schickt uns diese Trübsal, aber er will uns damit seine Treue offenbaren. Gewiß ein schöner Lohn! Nimm ihn mit Dank an, mein Kind, und thue was Ihm wohlgefällt. Es steht geschrieben: Wachtet, denn ihr wisset weder Zeit noch Stunde, wann der Herr kommen wird.“

Den 26. November.

Ich hätte in unser Inventarium noch mehrere andere Gegenstände aufzunehmen, die uns in der Folge nützlich sein können, aber ich will nicht davon sprechen, denn eine Entdeckung, die ich gemacht habe, ist für uns arme Gefangene viel erfreulicher. Bei Durchmusterung unseres Hausgerätes und Mundvorrates durchstöberte ich alle Winkel der Hütte, um zu sehen, ob ich nicht einige Bücher entdecken könnte. Ich wußte, daß mein Vater niemals zur Sennhütte heraufging, ohne einige Erbauungsschriften mitzunehmen, aus denen er seinen Knechten, statt des Gottesdienstes, den sie wegen der Entfernung entbehren mußten, etwas vorlesen könnte; aber wahrscheinlich hatte er seine kleine Büchersammlung schon wieder hinab ins Dorf geschickt.

Wir bedauerten sehr, in unserem einsamen Gefängnis kein Mittel zu haben, uns in den langen Abendstunden aufzurichten und zu trösten. Heute nun wollte ich aus dem eichenen Schranke ein Brett herausnehmen, das ich darin bemerkt hatte und das ich zu etwas anderem benutzen wollte; da fiel ein ganz bestaubtes Buch auf den Boden, das ohne Zweifel schon lange Jahre darin vergessen worden war. Es war „die Nachfolge Christi.“

Als mein Großvater dieses Buch erkannte, rief er entzückt: „Das ist der beste Freund für unsere Einsamkeit! Die Nachfolge Christi ist ein Buch, so recht für Unglückliche geschrieben, in welchem auf die ergreifendste Weise gesagt wird, daß es nur ein einziges Unglück gebe, nämlich Gott zu vergessen, und nur ein einziges Glück,

nämlich: ihn zu lieben. Du siehst, lieber Ludwig, daß wir obgleich abgetrennt, dennoch nicht verlassen sind; was zu des Leibes Notdurft gehört, hatten wir ja schon; nun haben wir auch Nahrung für den Geist gefunden, laß uns nur einen guten Gebrauch davon machen. Denke nur, liebes Kind, was alles mit uns geschehen mußte, daß wir das dringendste Bedürfnis des göttlichen Beistandes fühlten, und dann die so nötige Hilfe fanden; dein Vater wird einige Tage erwartet: wir sind in Sorgen, und möchten gern die Ursache seines Ausbleibens kennen. Wenn wir einen Tag länger auf ihn gewartet hätten, so würde er gekommen sein; so aber machen wir uns auf den Weg. Unterwegs begegnete mir ein Unfall, der mir den andern Tag die Rückkehr unmöglich machte. Über Nacht fällt Schnee und zwar so tief, daß wir Gefangene werden. Soweit wollte der Herr uns bringen, damit wir ihm näher kämen. Nachdem wir lange vergeblich nach einem Buche zu unserer Erbauung gesucht hatten, findest du ein solches! Das ist ein Beispiel unter Tausenden, wie Gott die Seinen wunderbar führt. Die Ereignisse dieser Welt ordnet er so weise, daß das eine aus dem andern entspringt, und daß wir bald von der Freude, bald vom Schmerze heimgesucht und stets in Prüfungen geübt werden; denn gerade in diesem Leben und Treiben, in dieser Aufeinanderfolge von glücklichen und unglücklichen Begebenheiten bildet sich der Christensinn, und wir werden dem ähnlich, der unser Vorbild ist.“

Ich antwortete: „Ich brauche Euch wohl nicht zu sagen, wie sehr mich diese Bemerkungen rühren. Ihr

fehlt es wohl! Seit wir hier sind, spricht mich alles auf ungewohnte Weise an, was Ihr mir über meine Pflichten gegen Gott saget. Bisher betete ich, um Euerm Räte zu folgen; aber jetzt fühle ich etwas neues in mir, ich liebe den Herrn wahrhaftig; beim Gedanken an Gott fühlt mein Herz eine Rührung, wie sie nur das Andenken an euch, an meinen Vater, in mir erweckt. Da ich aber nicht daran gewöhnt bin, und der Gedanke an Gott größer und ergreifender ist, so ist auch meine Liebe zu ihm mit einer tieferen Furcht vermischt, die mich zwar bewegt, deren Gefühl mir aber wohlthuend ist. Euch, mein Großvater, verdanke ich diese heilsame Aenderung, und nun darf ich den Unfall nicht mehr bedauern, der uns hier zurückhält.“ So sagte ich und fiel dem Großvater in die Arme. Und wir blieben lange Zeit stumm. Niemals fühlte ich eine so süße Freude. Auf solche Art weiß Gott Leid in Freud zu verwandeln, und man fühlt sich selbst getröstet.

O mein Gott, durch das Leiden hast du mich dir näher gebracht; laß mich niemals deiner vergessen, auch wenn die Trübsal von mir weicht. Und wie du mich Ergebung gelehrt hast, so lerne mich auch, dir dankbar sein.

Den 27. November.

Es schneit noch immer! Selten ist noch in dieser Jahreszeit so viel Schnee gefallen, nicht einmal auf den Bergen. Und doch wundert es mich, daß mein Vater uns nicht zu Hilfe kommt; ich kann von diesem Gedanken nicht lassen. Bisher hatte mein Großvater sich nicht

entschließen können, mich seine Besorgnisse merken zu lassen; unsere heutige Unterredung ließ mich aber erkennen, daß er nicht weniger beunruhigt ist als ich.

„In der That,“ sagte er zu mir, „dieser Schnee ist nicht auf einmal gekommen; am ersten, zweiten und sogar am dritten Tage unserer Gefangenschaft hätte man, wie mir scheint, sich einen Weg zu uns bahnen können. — Ich bin ganz gewiß,“ fügte mein Großvater hinzu, „daß Franz alles gethan hat, was in seinen Kräften stand; aber vielleicht teilten unsere Freunde und Nachbarn unsere Befürchtungen nicht, und allein konnte er uns nicht retten.“

„Ihr glaubt also, daß man bei aller Möglichkeit, uns zu helfen, uns hier gelassen hat, auf die Gefahr hin, uns nächsten Frühling tot zu finden? Wären denn unsere Nachbarn weniger menschlich als jene, von welchen man zuweilen in der Zeitung liest, welche selbst mit Gefahr ihres Lebens den härtesten Arbeiten sich unterziehen, um Unglückliche zu retten, die in einem Bergwerk, oder einem Brunnen, oder unter den Trümmern eines Gewölbes verschüttet sind?“

„Ich gebe zu, daß unsere Lage traurig ist, mein lieber Ludwig; aber am Ende weiß man doch, daß wir ein Obdach und einige Mundvorräte haben.“

„Aber man weiß auch, daß uns diese ausgehen können, daß Ihr alt und gebrechlich seid und daß ich nicht die Kräfte eines Mannes habe; man sollte doch Erbarmen mit uns haben.“

„Wahrscheinlich hat man auch einige Versuche gemacht und die Ausführung zu schwierig gefunden.“

„Man bringt es doch zu stande, wenn die Landstraßen verschneit sind und man in ihrer ganzen Strecke einen Weg für die Fuhrwerke öffnen muß, und das geschieht fast jeden Winter.“

„Ja, aber die Regierung schreibt diese Arbeiten vor für das öffentliche Wohl, und das kostet viel Geld.“

„Wie? Was man für die Bequemlichkeit der Reisenden thut, das sollte man nicht für zwei Unglückliche thun, welche in Lebensgefahr sind? Das scheint doch sehr grausam!“

„Die Regierung weiß ohne Zweifel nicht, daß wir hier sind.“

„Mein Vater hat es gewiß bekannt gemacht und Leute zu unserer Hilfe herbeigerufen.“

So sprachen wir zu einander, und da der Großvater jetzt schwieg, ergriff ich seine Hände und sagte:

„Verhehlt mir nichts, ich bitte Euch. Nicht wahr, Ihr seid eben so unruhig als ich? Sagt es mir ohne Scheu! Seit ich gelernt habe, mich in den Willen Gottes zu fügen, bin ich Eures Vertrauens nicht mehr unwürdig; teilt mir Eure Mutmaßungen mit und laßt mich nicht länger in peinlicher Ungewißheit mit mir selbst. Ich will lieber mein Unglück klar vor Augen sehen und wissen, was ich darüber zu denken habe.“

„Nun wohl! mein armer Ludwig, so will ich dir es gestehen, ich fürchte, deinem Vater ist ein Unfall begegnet. Ich kann es dir nicht verhehlen, übrigens hast du schon meine Gedanken durchschaut. Dennoch ist es für mich noch immer sehr räthselhaft; denn statt deines Vaters hätten andere Personen an uns denken sollen.“

Nun fing ich an zu weinen und zu schluchzen; der Großvater überließ mich einige Zeit meinem Schmerze. Wir saßen vor dem verlöschenden Feuer; mein Großvater hielt eine meiner Hände in den seinigen und drückte sie von Zeit zu Zeit. So blieben wir lange in der Finsternis sitzen. Es war schon spät. Da sagte endlich mein Großvater:

„Ich habe dir meine Befürchtungen mitgeteilt. Willst du nicht, daß ich dir jetzt auch von meinen Hoffnungen spreche? Wir können nicht alle Wechselfälle dieses Lebens berechnen. Die Macht des Ewigen übersteigt allen menschlichen Verstand. Laß dich daher nicht vom Schmerze überwältigen, und erhalte dich, wenn nicht deinem Vater, doch deinem Großvater.“

Den 28. November.

Wir haben so genau als möglich ausgerechnet, wie viel Öl oder Fett wir täglich für die Lampe brauchen, und wir haben gefunden, daß, wenn wir sie täglich zwölf Stunden brennen lassen, unsere Vorräte in einem Monate erschöpft sein würden. Wir haben also beschlossen, uns auf drei Stunden Beleuchtung zu beschränken. Der Schein des Feuers auf dem Herde kann uns zuweilen das Lampenlicht ersetzen; aber auch dieses Vergnügens müssen wir nur sparsam genießen, und das ist jammerschade; denn das Fichtenholz erzeugt eine lichte Flamme, deren Knistern und Glänzen mich sehr erfreut. Während die Lampe nicht brennt, plaudern wir. Mein Großvater hat mir immer etwas Merkwürdiges zu sagen und zu erzählen,

und falls unsere Gefangenschaft sich in die Länge ziehen sollte, so werde ich weit unterrichteter von hier weggehen, als ich vorher war.

Seit mehreren Jahren schon konnte der gute alte Mann nicht viel mehr arbeiten; er benutzte diese Zeit, um gute Bücher zu lesen, die ein reicher Nachbar ihm lieh; das kommt mir nun zu Gute. Er unterrichtet mich in manchem, namentlich verkürzt das Kopfrechnen am besten den Tag. Er stellt kleine arithmetische Fragen, und nun kommt es darauf an, wer sie am schnellsten auflöst. Wenn einer von uns fertig ist, so sagt er es dem Andern. Und so spornen wir uns gegenseitig an. So verfließen bald eine Stunde oder zwei, und es herrscht ein gewisser Wetteifer dabei. Anfangs war mir mein Großvater so sehr überlegen, daß er mich glauben ließ, er suche noch die Auflösung, während er sie schon gefunden hatte. Nach einigen Übungen stärkte sich mein Gedächtnis und meine Aufmerksamkeit ungemein; und er versichert selbst, daß das alles nichts sei im Vergleich zur Fertigkeit, die ich noch erlangen könnte.

Den 29. November.

Mein Tagebuch führt mich zu einem Datum, das ich niemals vergessen werde. Es ist heute der 29. November, der Tag, an welchem ich meine Mutter verloren habe; jetzt sind es vier Jahre. Letztes Jahr war dieser Tag ein Sonntag. Aus der Kirche kommend, machte ich mit meinem Vater einen Spaziergang auf den Friedhof, und wir blieben einige Augenblicke vor dem Grabe stehen,

wo die sterbliche Hülle unserer besten Freundin ruht. Das Gras stand noch unverfehrt von dem Froste; einige Maßliebchen blühten zum zweiten Male, wie das oft geschieht. Es ist mir, als sehe ich sie noch im Winde sich bewegen, gleichsam um zu grüßen und für unsern Besuch zu danken. So blieben wir lange stehen, ohne etwas zu sprechen, unsere Hände nur, die wir uns gegenseitig drückten, sagten mehr als alle Worte.

Ich habe nicht lange genug mit meiner Mutter gelebt, um alle ihre Vorzüge zu kennen; aber die Erinnerungen, die sie in unserer Familie hinterließ, zeigen mir immer deutlicher die Größe ihres Verlustes. Seit dem Tode meiner Mutter, glaube ich, ist kein Tag vergangen, daß mein Vater nicht von ihr sprach. Zuweilen blickt er mich an und sucht auf meinem Gesichte Spuren der Ähnlichkeit mit ihr; oder, wenn ich mit ihm spreche, sagt er: „Es ist mir, als ob ich die Mutter höre.“

Jetzt sucht mein Großvater das Andenken an meine Mutter in mir lebendig zu erhalten. Er erzählt mir, was vor meiner Geburt und seitdem in unserem Hause geschah, ehe ich mich selbst und meine Eltern kennen konnte. Ach! wenn er diesen Gegenstand berührt, so brauche ich keine andere Zerstreuung; wir können die Lampe auslöschten und geduldig die Stunde der Ruhe abwarten. — Alles, was er mir sagt und woran er vielleicht ohne unsern Unfall nicht gedacht hätte, gräbt sich für immer in mein Gedächtnis ein.

Ich war also lange Zeit die Freude meiner Eltern, ohne es zu wissen und ohne daran zu denken. Meine Liebkosungen und meine kindlichen Worte, deren ich mich

nicht mehr erinnere, machten ihnen viel Freude. Das war die ganze Belohnung für ihre Sorgen und Nachtwachen. Bei dieser Gelegenheit sagte mir mein Großvater: „Wie sollten wir nicht die Weisheit und die Güte der Vorsehung bewundern? Sie macht das Kind liebenswürdig, bevor es selbst zu lieben weiß, so daß man um so lebhafter alle Gefahren für ein Wesen fürchtet, welches nichts fürchtet, und daß man sich seiner um so mehr annimmt, je unbekümmerter es um sich selbst ist!“

Wenn ich die frühesten meiner Erinnerungen mir zurückrufe, so sehe ich den Großvater am Feuer sitzen, meine Mutter im Garten und meinen Vater in das Haus treten mit einer Welle Holz auf der Schulter. Nach und nach werden dann diese Bilder zahlreicher und deutlicher, und fast möchte ich diese erste Zeit meines Lebens mit dem Anbruch des Tages vergleichen. Anfangs unterscheidet man nur die größten Gegenstände; nach und nach erhellt sich alles in deutlicheren Umrissen, und unsere Blicke erkennen die kleinsten Dinge.

Den 30. November.

Wir haben das Mittel gefunden, uns einen Teil des Tages zu beschäftigen, ohne mehr Öl zu verbrennen. Der Schein des Feuers auf dem Herde reicht dazu hin. Wir haben einige Garben Stroh, die wir entbehren können, da flechten wir nun, oder vielmehr ich flechte lange Strohseile, welche zu allerlei Dingen dienen können. Ich sah meinen Vater die Erbsenbeete mit solchen Strohseilen einfassen; auf ähnliche Weise kann man sie auch für das

Getreide und besonders für den Roggen verwenden, der so gern sich umlegt. Am Ende können wir sie auch für Stühle brauchen, wenn wir einmal zu diesen das nötige Holz haben. Bei unsern Arbeiten verfahren wir auf folgende Weise. Ich setzte mich ganz nahe zum Feuer und richtete mich so ein, daß ich gerade an dem nicht gar großen Raume arbeitete, der von dem Feuer erhellt wurde; mein Großvater sah mir zu, wie ich arbeitete, und reichte mir das Stroh, wie ich es bedurfte. Er wachte besonders darüber, daß es uns nicht wieder eine Verlegenheit bereite, und suchte es vom Herde möglichst entfernt zu halten.

Diese Beschäftigung erheiterte uns; es war uns, als ob wir für die schöne Jahreszeit arbeiteten. Übrigens hinderte uns das nicht am Plaudern; mein Großvater ließ mich erzählen, was in der Schule vorgekommen, wo ich, zu meiner Beschämung sei es gesagt, zuweilen Langesweile fühlte. Besonders gern erinnerte ich ihn an die Besuche unseres reichen und guten Nachbarn, der von Zeit zu Zeit Bücher als Preise unter uns verteilte. Er ließ uns auch Gedichte auswendig lernen. An jenen Tagen vergingen die Stunden weit schneller, besonders wenn er selbst uns die Gedichte vortrug, die er vortrefflich zu erklären wußte.

Mein Großvater fragte: „Du hast sie doch hoffentlich nicht vergessen, da sie dir so sehr gefielen?“ Und er forderte mich auf, ihm eins derselben herzusagen.

„Hast du jene Gedichte niedergeschrieben?“

„Ich habe sie zwar niedergeschrieben, aber Jemanden geliehen, und das Heft ist verloren gegangen.“

„Nun mein Kind, so suche diesen bedauerungs-
würdigen Verlust wieder gut zu machen. Ich wünsche,
du mögest mir zuweilen diese Gedichte vortragen, die mir
ganz für dein Alter gemacht scheinen; dann kannst du
sie, bald das eine, bald das andere, in dein Tagebuch
schreiben.“

Ich will also jetzt das erste niederschreiben, das mir
ins Gedächtnis kommt.

Mariechen und die Vöglein.

Aus wohlverwahrtem Kämmerlein
Mariechen schaut ins Feld hinein;
Der kalte Nordwind heulet sehr.
Kein Blatt, kein Röschen nirgends mehr!
Auf Baum und Strauch ums Haus herum
Sicht manches Finklein, starr und stumm,
Bepickt die Rinde lieberlos
Und sucht Würmchen in dem Moos.
„Ihr armen Kleinen, seid getrost,
Der Hunger plagt euch mehr als Frost,
Derselbe Vater schuf euch auch,
Ich füttr' euch, wie es Recht und Brauch!“
Und sieh, vom Schwarzbrot, klein gebrocht,
Das Vöglein wird herbeigelockt
Und pickt die Krümchen auf geschwind.
Durchs Scheiblein guckt das liebe Kind.
Eins, zwei, drei, vier, daß Gott erbarm!
Nun fliegt herbei ein ganzer Schwarm,
Seht, wie vertraut die Tierlein schon,
Das Mägdlein kömmt, keins fliegt davon;
So geht es jeden Tag aufs Neu,
Die Vöglein kommen ohne Scheu,
Und werden endlich so bekannt,
Sie picken Brot aus ihrer Hand.

Wie schnell verfliehet die Zeit, so lieb,
Ach! wenn's doch immer Winter blieb!
Allein die Primel will hervor,
Sie streckt das Köpfchen schon empor
Neugierig aus dem Wiesenplan,
Und lacht die Frühlingssonne an;
Und unterm grünen Brombeerstrauch
Drängt sich herfür das Veilchen auch.
Auf Strauch und Baum ums Haus umher
Kein Winter mehr, kein Finklein mehr!
Lebt wohl, ihr Vöglein, singt im Licht:
Vergeßt, vergeßt Mariechen nicht!

Den 1. Dezember.

Ich bin wahrhaft erschrocken, indem ich das heutige Datum schreibe. Wenn einige Tage des Monats November uns so lang geschienen haben, wie wird's erst in dem Monat gehen, den wir jetzt antreten? Immerhin! wenn es nur der letzte unserer Gefangenschaft ist! Aber ich wage kaum, an das Ende derselben zu denken, der Schnee hat sich so sehr angehäuft, daß es nun fast scheint, ein Sommer reiche nicht aus, um ihn zu schmelzen. Er reicht jetzt bis zum Dache, und wenn ich nicht jeden Morgen hinaufklettere, um den Schornstein offen zu erhalten, so könnten wir bald die Klappe nicht mehr öffnen und das Feuer anzünden.

Der Großvater dauert mich, daß er nicht auch zuweilen unsere Gruft verlassen kann. Ich fragte ihn denselben Morgen, was er am meisten vermisse, und er antwortete mir: „Einen Strahl der Sonne! Und doch,“ fügte er hinzu, „ist unser Schicksal weit weniger unglück-

lich als das vieler Gefangenen, von denen manche eben so wenig als wir ihre Einsperrung verdient haben. Wir haben doch Feuer, zuweilen Licht, genießen einer gewissen Freiheit in unfrem Gefängnisse und finden Zerstreungen, welche man innerhalb der vier Wände eines Kerkers nicht hat; wir werden nicht jeden Tag durch den Besuch eines mißtrauischen oder grausamen oder auch nur gleichgültigen Kerkermeisters gestört. Die Leiden, die wir nach Gottes Willen erdulden müssen, sind nicht so bitter, als die von Menschen uns auferlegten. Überdies ist unsere Einsamkeit erträglich, mein Kind, da wir einander Gesellschaft leisten; und wenn mir auch deine Anwesenheit in dieser Sennhütte leid thut, was ich dir nicht verhehlen will, so bist du doch eine große Stütze für mich. Auch du scheinst mir nicht übel zufrieden mit deinem Gesellschafter; selbst die Ziege erleichtert unsere Gefangenschaft und ich versichere dich, daß ich sie nicht einzig und allein ihrer Milch wegen liebe.“

Diese letzten Worte erweckten einen Gedanken in mir, und ich schlug vor, das arme Tier in unsere Nähe zu bringen. „Sie langweilt sich, wenn sie so ganz allein ist,“ sagte ich, „sie medert oft; das kann ihr schaden, und folglich auch uns. Was hindert uns, ihr hier in einem Winkel einen Platz anzuweisen? Der Raum ist groß genug für uns und sie; sie wird für die Ehre, die wir ihr erweisen, erkenntlich sein, und vielleicht uns mehr Milch geben.“

Mein Vorschlag wurde gut aufgenommen, und ich machte mich sogleich ans Werk. In einem Winkel der Küche, wo es mir schien, daß sie uns am wenigsten be-

schwerlich fallen würde, brachte ich eine kleine Krippe an, die ich mit einigen dicken Nägeln an der Wand befestigte und mit zwei Pfählen unterstützte, die ich vorn in den Boden schlug; und ohne weiteres führte ich dann Bläschen zu uns herein.

Wie sehr behagt ihr doch diese Veränderung! Sie ist ganz froh darüber und hört nicht auf, uns dafür zu danken. Wenn das so fortbauern sollte, so wäre das allerdings ein wenig lästig; aber wenn sie sich einmal an ihren neuen Zustand gewöhnt hat, so wird sie ruhiger als vorher sein. Während ich das niederschreibe, liegt sie auf der frischen Streu; sie kaut ruhig wieder und schaut mich mit so vergnügter Miene an, daß man denken sollte, sie wisse, daß ich ihre Geschichte schreibe. Jetzt fehlt ihr nichts mehr, und in der Sennhütte ist doch wenigstens ein glückliches Wesen.

Den 2. Dezember.

Wir haben uns nach dem Abendessen so sehr vergessen, daß wir Pläne für den Augenblick unserer Heimreise machten, und nun ist es so spät, daß ich mein Tagebuch abkürzen muß. Es wäre wohl immer Stoff genug vorhanden, und derselbe wäre auch anziehend genug, wenn ich nur alles zu wiederholen wüßte, was mir der Großvater erzählt; aber er wünscht, daß ich weniger unsere Unterredungen niederschreiben, als vielmehr die Geschichte unseres Lebens erzählen möchte. Für heute will ich mich begnügen, eine Fabel zu schreiben, von der er glaubt, daß die Erfindung glücklich sei und eine gute Lehre ent-

halte; denn wie häufig finde man Leute, welche ihre eigene Schuld andern aufbürden wollen.

Der Ackermann.

„Wohlan, ihr Ochsen, groß und klein,
Faulenzer, macht's euch mehr Vergnügen,
Gestachelt und gepeitscht zu sein,
Als dieses Ackerfeld zu pflügen?“

Der Tag verstreicht, es kommt die Nacht,
Und seht, ihr habt, ihr trägen Tiere,
Der Arbeit Viertel kaum vollbracht,
Wart, morgen schlacht ich euch, ihr Stiere!“

— Gottlob! Wir werden so geplagt,
Versezt der älteste der Farren,
Daß schneller Tod uns mehr behagt,
Als ewig an dem Pflug zu farren.

Man schlägt uns und an unsrer Qual
Hat dieser Pflug sein groß Vergnügen,
Ich wett, er ist, sagt's ihm einmal,
Dran schuld, daß wir so schlecht hier pflügen.

„Wohlan, so geh denn,“ sprach der Mann,
„Bernimmst du's, Pflug, vermaledeiter!
Man strengt sich vorn und hinten an,
Und um kein Schrittlein gehst du weiter!“

— Mit Unrecht klagt man über mich,
Versezt der Pflug, ich kann's beweisen:
Ich thu mein Bestes sicherlich;
Betrachtet mein gehorsam Eisen.

Ist's nicht, wie Glas, so blank und rein,
Und heißer noch, als ob man's schläge?
Doch wenn der Boden hart wie Stein,
Wie ist da möglich, daß man pflüge?

„Verwünschtes Feld, so bist's denn du,
Der Züchtigung verdient und Schläge,
So spricht der Mann und stampft dazu,
„Ich bin dein König, das erwäge!

Warum so eigensinnig doch?
Den Schweiß bring ich dir zum Tribute,
Und meine Thränen willst du noch,
Und lechzest selbst nach seinem Blute!“

Horch! da erhebt sich eine Stimm
Bei diesem Wort aus dem Gesilde:
„Schnell mach ein Ende deinem Grimm,
Sonst ist's vorbei mit meiner Milde!

Dein Pflug und deine Ochsen, Thor,
Dein Acker auch thun ihre Pflichten,
Wirf selber dir die Fehler vor,
Die du den Andern willst andichten.

Du willst sie schelten? Lerne doch
Vorher von Leuten, die erfahren,
Wie man die Ochsen lenkt am Joch,
Dann kannst du dir das Schelten sparen!“

Den 3. Dezember.

Heute lockte mich der helle Sonnenschein, auf das Dach zu steigen. Das Wetter nach dem reichlichen Schneefall war trocken und kalt. Wie blendete mich dieser weiße Teppich, und wie schön schien mir der Wald. Ich wagte kaum, meinem Großvater zu sagen, wie froh ich war; aber nach langem Nachdenken fand ich endlich doch etwas, was mir gleich als das einfachste von der Welt einleuchtete, und woran ich leider früher gar nicht gedacht

habe. Es handelt sich darum, den Schnee von der Thüre wegzuschaffen und auf beiden Seiten einen sacht aufwärts gehenden Weg zu bereiten. Ich machte mich sogleich ans Werk, und bald wird mein Großvater etwas zu sehen bekommen, was er so sehr vermiszt, nämlich einen Strahl der Sonne!

Ich arbeitete den ganzen Tag; es giebt mehr zu thun, als ich dachte; aber ich wäre viel weiter gekommen, wenn man mir erlaubt hätte, fortzufahren. Jetzt hängen meine Kleider am Feuer, um zu trocknen, und ich habe mich in die Decke gehüllt, um in meinem Tagebuch aufzuzeichnen, was ich heute ausgeführt habe.

Den 4. Dezember.

Das Werk schreitet voran; ich habe so lange daran gearbeitet, als der Großvater mir erlaubte. Er dachte schon früher als ich daran, und ich machte ihm Vorwürfe, daß er es mir verschwieg. Er fürchtete die Ermüdung und Mässe, die es mir zuziehen würde, und wollte die Kräfte seines Enkels nicht für sich in Anspruch nehmen.

Den 5. Dezember.

Wir können nun ausgehen: der Weg ist gemacht, er ist festgetreten; ich hatte das Vergnügen, meinen Großvater zu geleiten, indem ich ihn an einem Arme führte, während er sich mit dem andern auf ein Geländer stützte, das ich an dem Haus und an einem in den Schnee gesteckten Pfahle befestigt hatte.

Wir blieben einige Augenblicke am Ende unseres
Vorhat, Drei Monate.

nicht sehr langen Weges stehen; aber der Tag war düster, und der Anblick dieses finstern Waldes, dieses wolkenbedeckten Himmels und dieses Schnees, der uns mit einer Totenstille umgab, machte uns sehr traurig. Ein einziges lebendes Wesen zeigte sich unsern Blicken, ein Raubvogel, der weit von uns krächzend dahinflog. Er schwang sich ins Thal hinab in der Richtung unseres Dorfes.

„Bei den Heiden,“ sagte mein Großvater mit traurigem Lächeln, „hätte man diesem Vogel, seinem Fluge und seinem Geschrei Bedeutung beigelegt; die abergläubischen Menschen hätten aus seinem Fluge Furcht oder Hoffnung geschöpft. Werden wir wohl dem Wege folgen, welchen dieser Vogel uns zu zeigen scheint? Gott weiß es; aber er ist zu gut und zu weise, unser Schicksal uns zu enthüllen, und wenn er es thun wollte, so würde er sich dazu kaum des unvernünftigen Tieres bedienen. Komm, lieber Ludwig, laß uns geduldig erwarten, was er mit uns beschlossen hat. Ich danke dir für die Mühe, die du dir um meinethwillen gegeben hast. Ein ander Mal will ich bessern Nutzen daraus ziehen.“

Wir gingen wieder hinein, und wider Erwarten waren wir viel ernster gestimmt als gewöhnlich; trotz aller Mühe, die wir uns gaben, stockte die Unterhaltung. So entspricht der Ausgang nicht immer unserer Hoffnung. Das schlimme Wetter war es nicht so sehr, was uns beklommen machte, sondern unsere Verstimmung, glaub ich, kam daher, daß wir aus der Hütte gehen, uns vorstellen konnten, wir seien frei, und dennoch uns, wie zuvor, gefangen fühlten.

Den 6. Dezember.

Ein Gedanke erzeugt den andern. Diesmal sprach ihn mein Großvater zuerst aus; er meinte, ich würde von seinen Vorschlägen ebenso großen Nutzen ziehen als er selbst. Er forderte mich auf, den Schnee vor dem Fenster wegzuschaffen. Das kostet nun mehr Zeit; denn an diesem Orte ist er weit mehr angehäuft, und um Helle zu bekommen, muß die Öffnung auf beiden Seiten weniger abschüssig sein. Ich habe das Werk nun angefangen, dulde aber nicht, daß mir der Großvater dabei helfe. Er bestand nicht darauf, weil er weiß, wie kostbar mir seine Gesundheit ist.

Den 7. Dezember.

Wir sind heute weniger vorgerückt als gestern; es fängt wieder an zu schneien; und der Wind ist so kalt, daß mein Großvater mir nicht erlaubte, draußen zu arbeiten. Diesen Abend habe ich bloß den frischgefallenen Schnee vor der Thüre weggeräumt. Ich muß mein Werk zu bewahren suchen; jede Anstalt muß unterhalten werden, aber an Beharrlichkeit soll es mir nicht fehlen.

So habe ich es auch dahin gebracht, die Ziege zu melken, mit so gutem Erfolge, daß mein Großvater mir ohne Furcht dieses Geschäft überlassen kann. Unser Leben hängt an dem dieses Tieres, das sich zum Glücke wohl befindet. Seit Bläßchen sich nicht mehr langweilt, giebt sie auch mehr Milch.

Den 8. Dezember.

Das Wetter war heute viel milder, und ich habe mich wieder an mein Werk gemacht; aber es begegnete mir ein Unfall, über den ich anfangs lachte, der jedoch schlimme Folgen hätte haben können. Ich hatte schon viel Schnee weggeschaufelt, und ich glaubte, mit meiner Arbeit bald fertig zu sein, da fiel der Haufen Schnee über meinem Kopf zusammen und bedeckte mich ganz. Mein Großvater, welcher kurz vorher in die Sennhütte zurückgegangen war, konnte keine Ahnung davon haben, weil er mir die nötigen Verhaltensregeln gegeben hatte, mich vor einem solchen Unfalle zu bewahren; ich ließ seinen Rat außer acht und rief auch anfangs nicht, aus Furcht ihn zu erschrecken; ich hoffte immer, mich allein herausziehen zu können. In der That gelang es mir auch, den Kopf frei zu bekommen, aber das war auch alles, was ich ohne Hilfe zu stande bringen konnte. Nachdem ich mich lange vergebens angestrengt, weil der Schnee unter meinen Füßen mir keinen festen Haltpunkt darbot, war ich endlich genötigt, den Großvater um Hilfe anzurufen.

Er kam ganz bestürzt und schleppte sich mühsam bis zu dem Orte, wo ich eingesunken war. Sobald ich mit seiner Hilfe den einen Arm befreit hatte, kam ich bald heraus; aber ich werde nun einige Mühe haben, die Erlaubnis zur Fortsetzung einer Arbeit zu bekommen, deren glücklichen Erfolg meine Unbesonnenheit vereitelt hat.

Den 9. Dezember.

Gott! hab Erbarmen mit uns! Wir haben den traurigsten Tag unserer Gefangenschaft verlebt. Ich wußte noch nicht, was das heiße, ein Orkan in unsern Bergen. Jetzt sogar kann ich kaum sagen, was draußen vorging! Wir hörten ein fürchterliches Geheul, wir sahen, als wir die Thüre öffnen wollten, so reizend schnelle Schneewirbel, und der Wind stürmte mit solcher Wut in die Sennhütte, daß wir nur mit größter Mühe die Klinken zumachen konnten. Wir mußten die Schorsteinklappe ganz zuschließen, und übrigens wäre es unmöglich gewesen, Feuer zu machen, weil aller Rauch wieder aus dem Kamin getrieben worden wäre. So blieben wir lange Zeit in der Finsternis, nachdem wir die Ziege gemolken und ihre Milch ungekocht zum Frühstücke genossen hatten. Ehe wir die Lampe auslöschten, lasen wir bloß einige Seiten aus der Nachfolge Christi; dann suchte mein Großvater mir durch seine Heiterkeit Mut zu machen. Seine frommen, eindringlichen Worte erklangen hell durch die Finsternis und das Geräusch des Sturmes. In einem Augenblicke, wo man hätte sagen mögen, der Fluch Gottes laste auf uns, sprach er von dessen Barmherzigkeit und Güte.

„Dieselbe Macht,“ sagte er, „die sich jetzt so furchtbar zeigt, wird bald ihre Milde und Liebe offenbaren; jetzt scheint sie die Natur mit gänzlicher Zerstörung zu bedrohen, und wir glauben, in jenes Chaos wieder zu versinken, in welchem sich die Dinge vor den sechs Schöpfungstagen befanden. Blinder Wahn! Diese Stürme sind nur Vorbereitungen einer neuen Schöpfung. Unsere Ebenen, liebes Kind, wirst du wieder grünen sehen, unsere Felder

werden im goldnen Schmucke der Ernte prangen; deine Blicke werden durch blühende Obstgärten und durch die lichten Himmelsräume schweifen. Wird aber auch diese wunderbare Verwandlung dich die Allmacht des Ewigen erkennen lassen? Wirst du ihn dann lieben, so wie du jetzt ihn fürchtest? Wenn du gesehen, mit welchen fürchterlichen Anstrengungen die Natur auf den Bergen den Schatz der fruchtbaren Wasser sammelt, deren Schleußen sie im Frühling öffnet, damit sie sich auf unsere Thäler ergießen, und wenn du dabei die Absichten der Vorsehung begriffen hast, wirst du dann wohl auch gelernt haben, deinen schwachen Verstand ihrer unendlichen Weisheit zu unterwerfen? Wenn unsere Leiden diese Gefühle in deinem Herzen erwecken, dann wirst du diesen schrecklichen Tag zu den glücklichsten deines Lebens rechnen.“

Mit solchen Ermahnungen beschäftigte der Großvater meine Gedanken und stärkte meinen Mut. Wir saßen auf dem Bette, eine Garbe Stroh über uns ausgebreitet. Als Großvater bemerkte, daß ich weinte, legte er seinen Arm mir um den Hals, und die Hände auf meiner Brust zusammenfaltend, hielt er mich lange Zeit umschlungen, ohne ein Wort zu sagen. Endlich sah er, daß ich ruhiger geworden sei, und zwar noch ehe der Sturm aufgehört hatte zu wüthen.

„Wohlan,“ sagte er zu mir, „willst du mich allein reden lassen? Hast du mir nichts zu erwidern? oder kannst du deine Gedanken nicht zusammenbringen, um auszu drücken, was du fühlst?“

„Haltet mich nicht für so unverständlich! Meine Rührung und meine Thränen kommen doch nicht von

einem schwachen und feigen Herzen, das Euer so wenig würdig wäre."

"Wenn dem so ist, mein Kind," fügte er hinzu, indem er mit der Hand auf das Stroh klopfte, das uns bedeckte, „so könntest du mir ja eines eurer Schullieder hersagen; gewiß kennst du eines oder das andere, welches der Ernte gedenkt; und dieses Stroh, das uns vor dem Froste schützt, während sein Korn uns nährt, erinnert mich an unsere heurige schöne Kornernte."

„Eure Worte rufen mir eines unserer Lieder ins Gedächtnis, das mir das liebste ist; es ist das

Schnitterlied.

Ihr Mädlein und ihr Knaben, auf!
Zur Ernt' ins Feld in schnellem Lauf!
Hört ihr in munterm Jubelchören
Die Lerchen singen wohlgemut?
Ihr häuslich Glück, wir müssen's stören,
Welch traur'ger Tag für ihre Brut!

Der Morgen lacht am Himmelsrand,
Welch schöner Tag, welch schönes Land!
Vom Ufer stößt der Schiffer munter,
Auf grüne Trift der Hirte wallt,
Und von dem alten Turm herunter
Zum Tagewerk die Glock erschallt.

Das Tagewerk, das uns erfreut,
Des Schnitters Hoffnung krönt es heut,
Der Hammer klirrt, die Sichel blinket
In Schnitterhand, beim Morgenglanz,
Und ringsum auf den Feldern sinket
Der goldnen Ähren reicher Kranz.

Ihr Frau'n, ihr Greise kommt herbei,
Die reifen Garben, schwer wie Blei,
Mit festen Bändern zu umschnüren!
Ihr Wagen, habt ihr Raum genug,
Den Erntesegen wegzuführen,
Den unsre Hand zusammentrug?

Der Himmel hat uns ihn verlieh'n,
Ihr Kinder nun zum Dorfe hin!
Kornblumen steckt euch in die Haare
Und setzt euch auf der Ähren Gold,
Lobsingend, daß in diesem Jahre
Uns Gott so gütig war und hold!

Mitten in meinem Vortrage kam ein Windstoß, furchtbarer als alle früheren, und wir hörten die Thüre so stark krachen, daß wir beide zitterten; dennoch aber fuhr ich fort, meine Strophen herzusagen, und nachdem mein Großvater mich mit einigen Worten wieder ermutigt hatte, schwieg er eine Weile und sagte dann:

„Wir haben heute kein Feuer, und um uns dafür zu entschädigen, dürfen wir wohl die Lampe ein wenig länger brennen lassen; übrigens wäre es auch gut, nachzusehen, was die Thüre so stark erschüttern konnte, und wenn irgend ein Unfall begegnet ist, den Schaden so gut als möglich wieder auszubessern.“

Wir stiegen also auf und sahen beim Schein der Lampe, daß eine Masse Schnee gegen die Thüre gefallen und der Weg, den wir gemacht haben, verschüttet sei. Ich hätte mich wohl darüber betrüben können, aber ich ergab mich ohne Murren in dieses neue Mißgeschick.

„Bedenke nun wohl,“ sagte der Großvater, „daß, wenn der Sturm uns überfallen hätte, ehe die Senn-

hütte unterm Schnee verschüttet lag, sie vielleicht den Windstößen nicht hätte widerstehen können. Fügen wir uns also mit Ergebung in diese Lage, der wir jetzt unsere Rettung aus der größten Gefahr verdanken.“

Der Sturm dauert noch immer fort, während ich schreibe. Der Gedanke, unsere Milch bei einem Feuer von Tannenzapfen zu kochen, war nicht übel; denn dieses Feuer macht wenig Rauch und verbreitet in der Sennhütte einen mir angenehmen Harzgeruch. Wir wärmten uns ein wenig. Soeben lasen wir einige Seiten unseres guten Ratgebers, und so Gott will, werden wir nun etwas Ruhe auf unserem Stroh finden.

Den 10. Dezember.

Heute ließ sich der Wind weniger hören; wir wissen kaum, welches Wetter es ist; wir glauben jedoch, daß es noch immer fortfährt stark zu schneien; wenigstens ist die Schornsteinklappe ganz mit Schnee beladen, und ich habe sie trotz aller Anstrengungen nicht öffnen können. Wir sind darum gezwungen, nur Tannenzapfen zu brennen, sonst müßten wir fast im Rauch ersticken. Um die Dunkelheit ein wenig zu erhellen, kam ich auf den Gedanken, Kienholz in lange Späne zu spalten, die ich an einem Ende anzünde; das brennt nun von selbst eine Zeit lang. Aber wie sehr vermissen ich doch mein Fenster! Es ist nun verhüllt wie früher. Allein wenn's das Wetter erlaubt, werde ich gewiß einen neuen Versuch machen, um uns ein wenig Licht und Freiheit zu verschaffen.

Den 11. Dezember.

Die Kälte ist sehr empfindlich. Obgleich wir unterm Schnee begraben sind, was uns vielleicht hindert, den Sturm zu hören, fühlen wir den Frost in Mark und Bein, so daß wir uns in eine Wolke von Rauch hüllen, um uns vor der Kälte zu schützen. Unglücklicher Weise scheint die Ziege das weniger gut ertragen zu können; und doch ist nicht daran zu denken, sie wieder in den Stall zu bringen, wo sie frieren und ganz gewiß sich wieder langweilen würde.

Großvater versichert, daß es außerordentlich kalt sein müsse, weil wir den Frost in unserem Hause so sehr spüren. Er vermutet, daß sich der Wind gegen Norden gedreht habe.

Den 13. Dezember.

Wir hatten gestern einen außerordentlichen Schrecken; sogar heute habe ich kaum die nötige Ruhe gefunden, um niederzuschreiben, was uns begegnet ist. Ach Gott, auch jetzt wissen wir nicht, ob alle Gefahr vorüber ist!

Während der Großvater das Feuer anzündete und ich beschäftigt war die Ziege zu melken, spitzte diese plötzlich die Ohren, als ob sie ein ungewöhnliches Geräusch höre, und dann fing sie an, am ganzen Leibe zu zittern.

Ich sagte das dem Großvater und, indem ich sie streichelte, setzte ich hinzu: Was hast du denn, armes Bläßchen?

In demselben Augenblicke hörten wir ein fürchterliches Geheul über unseren Häuptern.

„Das sind Wölfe!“ schrie ich.

„Still, mein Kind, fahre fort, die Ziege zu streicheln,“ sagte der Großvater und näherte sich ihr, indem er ihr ein wenig Salz gab. Sie fuhr fort zu zittern, und das Geheul ließ sich fortwährend hören.

„Nun, Ludwig,“ sagte der Großvater leise zu mir, „was wäre wohl aus uns geworden, wenn du deine Öffnung vom Fenster aus zu stande gebracht hättest? Wer weiß, ob nicht der Schornstein selbst für diese ausgehungerten Bestien zugänglich gewesen wäre.“

„Sind wir denn in unserer jetzigen Lage sicher vor ihnen?“

„Ich hoffe es, aber sprich leise und suche die Ziege still zu erhalten, ihr Meckern könnte uns verraten!“

Fast hätte man glauben können, sie ahne etwas; denn sie machte nicht das geringste Geräusch. Ich hielt sie mit beiden Armen umfaßt; der Großvater setzte sich neben mich und legte seine Hand auf meine Schulter. Ich mußte in sein ruhiges und heiteres Antlitz sehen, um nicht vor Furcht zu sterben. Alles, was ich bisher in der Sennhütte erlebt hatte, kann nicht mit der Angst verglichen werden, in welcher ich gestern fast den ganzen Tag schwebte. Wir blieben bis zum Abend bei der Ziege sitzen, und zu wiederholten Malen hörten wir noch das Geheul der Wölfe. Einen Augenblick wurde es selbst so stark, daß ich glaubte, unsere letzte Stunde sei gekommen.

„Sie graben in dem Schnee,“ sagte ich, indem ich mich an den Großvater drückte; „sie kommen, um uns zu zerreißen.“

„Ich will dir nicht verhehlen, mein Kind,“ sagte er, „daß unsere Lage schwierig ist, aber ich halte sie keines-

wegs für gefährlich. Die Wölfe können jetzt auf dem Berg umherstreifen, weil der Schnee hart und gefroren ist; aber sie werden nicht lang auf der Höhe bleiben. In dieser Jahreszeit nähern sie sich der Ebene und den Dörfern. Vielleicht haben sie den Leichnam irgend eines Thieres hierhergeschleppt und beißen sich nun darum. Daher kommt vermutlich das Geheul, das uns erschreckt. Wenn es ihnen auch gelänge, uns hier zu entdecken, so können sie doch nicht das Dach und die Decke durchbrechen; auch wissen sie nicht, wo das Fenster ist; die Schornsteinflappe können sie ebenfalls nicht aufheben; höchstens dürften sie uns mit ihrem Geheul beschwerlich fallen. Auch bei dieser Gelegenheit, mein Kind, laß uns die Güte Gottes erkennen. Der Sturm, welchen er uns schickte, hat uns bewahrt; er entzog uns das Licht, dessen Genuß du uns verschaffen wolltest, aber er rettete uns das Leben. Welches Glück, daß diese Wölfe uns nicht überraschten, während du draußen arbeitetest! Wir wollen künftig besser auf unserer Hut sein!"

„So wird also unsere Gefangenschaft stets härter und härter,“ sagte ich traurig. „Der Winter hat kaum angefangen; die Kälte kann noch strenger werden, ach vielleicht können wir von hier nie wegkommen!“

Mit solchen Reden unterhielten wir uns den ganzen Tag. Bis zum Abend hörten wir die grimmigen Wölfe heulen. Endlich legten wir uns zu Bette, aber ich konnte kaum schlafen, obgleich das Geheul aufgehört hatte.

Heute schien es mir mehrmals, als ob ich sie hörte; mein Großvater aber behauptete, daß ich mich täusche. Die Ziege zittert auch nicht mehr; sie frißt und laut

wieder und schläft wie gewöhnlich, und weil sie ruhig ist, glauben wir es auch sein zu dürfen.

Den 14. Dezember.

Seitdem eine neue Gefahr uns bedrohte, an die ich früher nicht gedacht hatte, bin ich traurig und niedergeschlagen. Nicht allein der schreckliche Gedanke, von Wölfen zerrissen zu werden, verfolgt mich, sondern das Bewußtsein, nicht mehr auf einige Augenblicke aus dem Kerker schlüpfen zu können, um die frische Luft zu genießen, dazu die Notwendigkeit, auf jeden Versuch zu verzichten, Thüre und Fenster vom Schnee zu befreien, was unsere Lage erträglicher gemacht hätte.

Vor diesem neuen Ereignisse hatte ich mir fast ein lachendes Bild von der Zukunft gemacht. Ich hätte dem Großvater den Anblick der Sonne verschafft; bei dem Fenster wäre es ein wenig hell gewesen, wir hätten uns manchmal durch Betrachtung der äußeren Gegenstände zerstreuen und ich hätte ohne zu große Sehnsucht das Schmelzen des Schnees und den Augenblick erwarten können, wo der Schnee geschmolzen und ich ins Thal hinabgestiegen wäre.

Aber nun, welcher Unterschied! Wir wissen gar nicht mehr, was außerhalb der Sennhütte vorgeht! durch den bleibenden Rauch ist sie unwohnlich, und um dieser Unbequemlichkeit enthoben zu sein, müßten wir auf unsere Sicherheit verzichten. Gott verhüte, daß die steigende Unruhe und die fortwährende Einsperrung uns nicht beide krank machen!

Mein Großvater bemerkt meine Entmutigung und tadelt sie; er ruft mir die Gefühle ins Gedächtnis, die ich früher ausdrückte; er findet mein Wesen so verändert, daß er mich nicht mehr erkennt. Ich muß ihm Recht geben, und ich gestehe, daß, wenn ich mich über mein Schicksal betrübt zu Bette lege, ich noch viel unzufriedener mit mir selbst bin.

Den 15. Dezember.

Heute ist Sonntag. Wie werden wohl unsere Freunde und Nachbarn diesen Abend zubringen, den wir so traurig verleben? Werden sie an uns denken? O ja, ganz gewiß, wenn mein armer Vater unter ihnen ist; aber wenn er vielleicht bei dem Versuche, uns zu retten, verunglückt wäre, so haben die andern uns schon vergessen; wir sind tot für die Welt.

Im Dorfe genießt man der Winterruhe; man verzehrt fröhlich die Früchte des Jahres; man macht sich gegenseitig Besuche; man bringt den Abend hin beim lustigen Feuer oder beim warmen Ofen. Bis jetzt hab ich nie gefühlt, wie sehr man der Menschen bedarf, um glücklich zu sein. Man teilt sich in die Arbeiten und dadurch werden sie weniger lästig; man teilt das Vergnügen und das verdoppelt seinen Wert.

Ach! wenn der Allmächtige mich eines Tages wieder in die Mitte meiner Brüder führt, wie sehr will ich mich ihrer dann freuen! Welches Vergnügen, den Lärm des Dorfes zu vernehmen und das emsige Leben und Treiben zu sehen! Welches Glück, sich von Nachbarn umringt zu

fühlen, welche uns lieben und beschützen. Wie süß ist es, sich gegenseitig Dienste zu leisten! Aber unsere Freunde sollten ja doch wissen, wie sehr wir hier in Bedrängnis sind; können sie uns denn wohl in dieser schrecklichen Hilfslosigkeit lassen?

„Grüble einem so peinlichen Gedanken diesen Abend nicht länger nach,“ sagte Großvater zu mir; „das heißt schlecht den Tag enden, welcher dem Herrn geweiht ist. Wenn die Menschen uns vergessen, so laß uns ihnen vergeben, damit uns auch vergeben werde von dem, den wir so oft vergessen. Du vermissst die Gesellschaft deiner Nebenmenschen? Die deines himmlischen Vaters sollte hinreichend sein, dir Wonne und Frieden zu geben.“

Ich antwortete: „Helft mir, lieber Großvater, jene frommen Gefinnungen wiederfinden, die ich hatte, ehe ich dieses schreckliche Ende fürchtete. Gieb du mir aber, lieber Gott, die Geduld der heiligen Märtyrer, welche die schrecklichsten Qualen erduldeten und dabei dich priesen! Und willst du mein Leben nehmen, so gieb mir Kraft, daß ich es als Opfer dir willig darbringe!“

Den 16. Dezember.

Ziegenmilch, einige Bissen trockenes und hartes Brot, im Wasser abgekochte Kartoffeln mit nur wenig Salz, das ist unsere gewöhnliche Kost. Dazu sind wir noch gezwungen, unsere Kartoffeln zu sparen, denn unser Vorrat ist klein. Zuweilen braten wir sie auch zur Abwechslung in der Asche. So esse ich sie am liebsten.

Bisher wollte der Großvater den gemahltenen Kaffee nicht verbrauchen, aber endlich hat er sich dazu entschlossen: um zu sehen, ob er wieder zu Appetit kommen könne. Der letzte Schrecken hat ihn nämlich unpäßlich gemacht. Der kleine Schmaus, den er sich auf mein inständiges Bitten erlaubte, that ihm wohl. Er wünschte, daß ich auch davon koste, aber ich weigerte mich standhaft. Wir sparen das auf für den Fall der Not, und ich bedarf dessen durchaus nicht.

Milch allein kann dem Menschen zur Nahrung hinreichen; die Hirten auf den Alpen leben einen großen Teil des Jahres davon, und die Völker, welche sich von Brot und Fleisch nähren, sind nicht immer die stärksten; aber in unsern Dörfern ist man an mehr Abwechslung gewöhnt; übrigens fällt es einem alten Manne schwerer, seine Gewohnheiten zu ändern, und ich bedaure es sehr, daß mein Großvater mit Ziegenmilch vorlieb nehmen muß.

Er aber leidet nicht, daß ich ihn bedaure, und als ich ihm diesen Abend sagte, wie sehr es mich schmerze, daß mein Ungehorsam ihm diese Entbehrungen zugezogen habe, unterbrach er mich mit den Worten: „Du könntest mir angenehmere Dinge sagen, mein Kind. Um den Tag gut zu enden, sage mir eines jener Gedichte her, welche du auswendig gelernt hast.“

Meine Blicke fielen auf die Ziege, die mir gerade ausfah, als wolle sie mir zuhören, und das erinnerte mich an eine Fabel, in welcher von Tieren ihrer Gattung die Rede ist. Hier ist sie:

Die wilden Ziegen.

In kalter Jahreszeit gab ein Ziegenhirt
Ein Obdach wilden Ziegen, die verirrt.
Kein Gräschen war mehr auf der Trift zu sehen,
Das Beste war für sie, ins Haus zu gehen.
Sie zu gewöhnen nun an Stall und Hut,
Behandelt sie der Hirt im Winter gut,
Bewirtet herrlich seine neuen Gäste
Und giebt vom Futter ihnen stets das Beste
Und schmale Kost den andern, die schon zahm;
So daß die alte Herde bald verkam,
Und nach einander alle Hungers starben,
Weil unbarmherzig sie der Hirt ließ darben.
Drauf kam die Zeit, wo jeder Hirt sein Haus
Aufs Neu verläßt und zieht zur Trift hinaus.
Auch unsrer glaubte, ohne groß Gefährde,
Er dürf' hinausziehen mit der neuen Herde.
Doch diese kannte das Gebirge schon,
Und kaum im Freien, flohen all' davon.
Den alten Freunden zieh' nur vor die Jungen,
Und bald erfährst du, was du dir errungen.

Zu Augenblick, als ich aufhörte, fing Bläschen an zu meckern. Das kam uns allen beiden so lustig vor, daß wir herzlich darüber lachten. Es war das erstemal seit unserer Gefangenschaft, daß wir eine Anwandelung von Fröhlichkeit hatten.

„Fürchte nichts, du gutes Tier,“ sagte mein Großvater, indem er sie streichelte. „Wenn wir auch deiner nicht mehr bedürfen, so sollst du doch unser Liebling bleiben, und ich verspreche dir, daß du das Gnadenbrot bei uns haben sollst bis zu deinem Tode.“

Den 17. Dezember.

„Die Zeit verfließt, der Winter ist vor der Thüre,“ sagte mein Großvater heute.

„Was,“ schrieb ich, „der Winter kommt erst? Ei! ist er denn noch nicht gekommen?“

„Eigentlich noch nicht, nach dem Kalender. Der Winter beginnt erst den 21. Dezember. Bis dahin sind wir noch im Herbst.“

„Es ist wahr, ich erinnere mich, daß der Schullehrer uns die Einteilung des Jahres auf diese Art erklärte. Sollte man aber wohl denken, daß wir noch in der Jahreszeit sind, wo man das Obst einsammelt?“

„Du weißt, mein Kind, die Ernten sind lange schon eingebracht, sogar in dem Thale; und auf den Bergen beginnt der Winter ohnedem früher.“

„Und geht viel später zu Ende,“ setzte ich traurig hinzu.

„Freilich, aber das Wetter kann auch früh genug milder werden, so daß wir doch vor Rückkehr des Frühlings befreit werden können. Es braucht nur eines warmen Südwindes, um diesen Schnee schneller zu schmelzen, als er gekommen ist.“

„Gott! an welchem schwachen Faden hängt doch unser Leben!“

„Das setzt dich in Erstaunen! Von der ersten Stunde deiner Geburt an warst du in dieser schwankenden Lage. Wir leben umringt von Gefahren, die wir öfters nicht einmal ahnen; und was die Umstände, in denen wir uns jetzt befinden, noch dazu thun, das hat wenig zu sagen. Gewöhne dich an diesen Gedanken, mein Sohn, daß jeden Augenblick ein unvorhergesehener Unfall, von der

geringsten Bedeutung oft, unserem Leben ein Ende machen kann. Sei also vorsichtig, auch in der Lage, welche dir am sichersten scheint, und standhaft auch unter den drohendsten Gefahren.“

Diese Ermahnung meines Großvaters beantwortete ich, wie ich das schon mehrmals gethan, durch Aufschlagen einer Stelle in der Nachfolge Christi, welche sich auf das Gesagte bezog.

„Wenn ihr morgens aufsteht,“ heißt es da, „so denkt, daß ihr vielleicht am Abend nicht mehr lebet, und schmeichelt euch deshalb nicht, den andern Morgen zu sehen. Seid also stets so gerüstet, daß der Tod euch nicht unvorbereitet überrascht. Viele sterben plötzlich und unversehens. Denn des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, die ihr nicht meint.“

„Ich sehe mit großer Freude,“ sagte der Großvater, „wie vertraut du mit diesem Buche wirst. Wenn du so fortfährst, wird es ein wahrer Freund für dich werden; oft wird es allen deinen Gedanken entsprechen und in schwieriger Lage dein getreuer Ratgeber sein. Bei deinen eigenen Betrachtungen wird es dich leiten, und so oft du findest, daß du mit ihm übereinstimmst, wird dein Vertrauen auf deine eigene Kraft wachsen. Auf diese Art, mein Kind, soll man die Bücher gebrauchen, und ich versichere dich, viele Leute besitzen große Bücherammlungen, ohne zu wissen, wie man sie weise benutzen soll, weil sie in dem Lesen nur eine Belustigung des Geistes suchen und nicht ein Hilfsmittel, in der Erfahrung zu wachsen. Sie leben, um zu lesen, statt zu lesen, um zu leben. Hüte dich, ihrem Beispiele zu folgen.“

Den 18. Dezember.

Mein Großvater hat heute den ganzen Tag fast nichts gegessen; er machte den Versuch, ein wenig Staffee unter seine Milch zu mischen, und trank dann einige Schlücke; auf mein inständiges Bitten willigte er ein, ein wenig Brot einzutunken. Die Anstrengung, die es ihn kostete, ruhig und heiter, wie gewöhnlich, zu scheinen, entging mir nicht; ich war davon gerührt, aber ich konnte mich nicht dabei beruhigen. Wenn er jetzt krank würde, wo unsere Lage jeden Tag schwieriger und trauriger wird, o mein Gott, wie hilflos würde ich dann sein! Ich flehe zu dir aus dem Grunde meiner Seele, und ergebe mich in deinen heiligen Willen. Mache mit uns, was Dir gefällt!

Den 19. Dezember.

Warum sollte ich mich über die Schwierigkeiten beklagen, die mich umringen, da jede ein Stachel für meinen Geist und meinen Mut ist? Der ewige Rauch war uns so peinlich, daß wir lebhaft wünschten, wenn es möglich wäre, die Schornsteinklappe durch Hinvegräumung des Schnees, der sie bedeckt, wieder zu öffnen; aber die Furcht vor den Wölfen hielt uns zurück. Nun fand ich heute ein Mittel, das zustande zu bringen, ohne uns in Gefahr zu setzen; jetzt können wir Feuer machen, und wir haben schon eines gemacht, ohne von dem Rauche belästigt zu werden, und ohne uns den Angriffen unserer schrecklichen Feinde auszusetzen.

Mein Großvater beklagte sich über Lähmung der Glieder, und ich schrieb es dem Mangel an Feuer zu;

denn das Feuer von Tannenzapfen war kaum in Anschlag zu bringen, als wir noch gezwungen waren, uns mit diesem schwachen Notbehelf zu begnügen. In einem Winkel des Stalles, wo wir unsern kleinen Vorrat an Kartoffeln aufbewahrten, hatte ich ein ganz verrostetes eisernes Rohr bemerkt; ich wußte, daß es voriges Jahr dazu gedient hatte, den Rauch eines kleinen Ofens aus der Sennhütte zu leiten, der aber jetzt nicht mehr da ist.

„Wenn wir doch nur,“ sagte ich, „dieses Rohr an der Klappe befestigen könnten, indem wir eine gehörige Öffnung daran machten.“

„Der Einfall ist glücklich,“ antwortete mein Großvater; „aber die Ausführung hat große Schwierigkeiten. Wie können wir diese Öffnung machen? Wie kannst du da oben dich halten, um diese Arbeit zu thun? Das ist nicht ohne Gefahr, und ich werde niemals zugeben, daß du dich einem schweren Unfall aussetzest, um mir eine kleine Unbequemlichkeit zu ersparen.“

Ich schwieg still und fing an darüber nachzudenken. Ich wußte wohl, daß es vergeblich sei, darauf zu bestehen, so lange ich nicht das Mittel gefunden hätte, meinen Großvater gänzlich zu beruhigen.

Gleich anfangs sah ich, daß es nicht sehr schwer sei, das Loch zu bohren. Das Brett ist nicht sehr dick, und an einem unserer Messer ist eine ziemlich gute Säge. Einige Tage vorher hatte ich in der Tiefe der Tischschublade einen Zwickbohrer gefunden, der zwar ziemlich stumpf war, aber doch zur Not dazu dienen konnte, ein Loch in ein hölzernes Brett zu bohren. War einmal das erste Loch gemacht, so konnte ich die Säge in die Öffnung

bringen und dann ein rundes Loch nach der Größe des Rohres heraussägen.

Aber wie sollte ich's angreifen, damit ich da oben einen festen Sitz bekäme, um diese Arbeit zu vollenden? Ich hatte ein neues, starkes Seil; dieses band ich oben an der Stange recht fest, indem ich etwas weiter unten gleichsam zwei Steigbügel anbrachte, in die ich meine Füße stellen könnte, sobald ich oben angekommen wäre. Außerdem nahm ich zur Aushilfe noch ein anderes Seil, um es an den Ring der Schornsteinklappe zu befestigen und es mir zur größeren Vorsicht um die Lenden zu binden.

Nachdem ich dem Großvater erklärt hatte, wie ich es anfangen wolle, ließ er mich gewähren, und ich nahm das Maß so gut, daß beim ersten Versuch schon das Rohr durch die Öffnung ging. Den umgebogenen Rand des Rohres hatte ich vorher an mehreren Stellen durchlöchert, und es war mir daher leicht, das Rohr mit einigen Nägeln an der Klappe zu befestigen.

Hierauf kletterte ich wieder froh hinab, räumte von dem Herde den Schnee weg, der beim Durchstecken des Rohres herabgefallen war, und bald darauf hatte ich das Vergnügen, den Rauch eines lustigen Feuers, das meine Hände angezündet hatten, ungehindert empornwirbeln zu sehen.

Das war mein ganzes Tagewerk, aber man bedenke, daß meine Werkzeuge nicht die besten waren, daß die Stellung, in der ich arbeiten mußte, unbequem, und insbesondere, daß der Arbeiter unerfahren war. Ich verdiene indessen die Lobsprüche nicht, die mein Großvater

mir für meine Mühe zu teil werden ließ. Ich bin hinreichend belohnt durch das Vergnügen, zu sehen, wie der alte Mann mit Behaglichkeit am Feuer sitzt und die Füße auf die Feuerblöcke stellt, um sich noch ein wenig zu wärmen, ehe er sich zu Bette legt.

Das Vorstehende mußte ich dem Großvater lesen und er begehrte, daß ich noch folgende Worte von ihm selbst hinzusetze:

„Ich weiß nicht, was die Zukunft mir noch vorbehält; aber ich möchte nichts von dem verschweigen, was mich Gott in meinem traurigen Gefängnisse loben und preisen läßt. Mein Enkel spricht immer von dem, was er thut, mit kindlicher Bescheidenheit und Zurückhaltung, und ich werde mich hüten, seine Demut durch meine Lobsprüche zu verletzen. ‚Das Lob der Menschen macht uns nicht heiliger‘, sagte der weise Mann, dessen Lehren wir täglich mit neuem Vergnügen betrachten; ‚ihr bleibt, was ihr seid, und was auch die Menschen von euch sagen mögen, das macht euch nicht größer in den Augen des Ewigen.‘ Aber wenn das Benehmen meines Enkels mich mit Freude erfüllt, so darf ich es ihm doch wohl sagen, namentlich wenn ich Gott das zuschreibe, was dieses Kind für seinen Großvater thut.

„Ja, mein Sohn, Gott allein die Ehre. Ihn hast du stets vor Augen bei Erfüllung deiner Pflichten. Heute zum Beispiele war gewiß die ganze Zeit, die du dieser schweren, mir so nützlichen Arbeit widmetest, eine Zeit des Gebets. Während deine Hände eifrig beschäftigt waren, erhob sich dein junges Herz mit der Inbrunst deines Alters zu Gott; du flehdest Ihn an, daß Er

unsere Wünsche mit Erfolg segnen möge. Heil dem, der so das Leben anwendet! So soll man immer arbeiten. Gedenken wir noch einmal der Worte unseres Weisen:

„Die leiblichen Beschäftigungen ziehen oft die Seele nach außen und hindern sie, sich zu sammeln und bei Gott zu bleiben; aber wenn man bei seinen Geschäften nur im Dienste Gottes arbeitet, dann wird die Seele nicht von Ihm abgezogen, denn man sucht nur das Eine, Seinen Willen zu thun.“

„Gieb nur, o Herr, daß der Greis selbst die Weisheit habe, die er dem Kinde wünscht. Wenn Du Dich meiner bedienst hast, meinen Enkel zu Dir zu ziehen, so hilf durch ihn auch mir zu meinem Heile! So wird die Prüfung gesegnet sein und gesegnet sein die Gefangenschaft, in die Du mich mit ihm geführt hast! Ich weigere mich dessen nicht, o Herr! alle Leiden nehme ich an, wenn sie dazu dienen können, uns Dir näher zu bringen!“

Den 20. Dezember.

„Ich möchte dich nicht zur Unzeit erschrecken,“ sagte mein Großvater heute zu mir; „dennoch werden wir wohl thun, einige Vorsichtsmaßregeln für den, obwohl unwahrscheinlichen Fall zu treffen, daß die Wölfe zurückkommen und den Weg zu unserm einzigen Fenster entdecken. Ich sehe, daß diese Öffnung schlecht verschlossen ist; der Fensterrahmen ist schwach und alt, er würde den Angriffen der Wölfe nicht widerstehen: wir müssen also darauf denken, unsere Burg auf diesem Punkte zu befestigen.“

Wir legten sogleich Hand an, und unser Werk ging gut von statten. Der Sandstein, welcher die Fensterbrüstung bildet, ist ziemlich weich, wir machten zwei Löcher oben und zwei unten mit einem spigen Eisen, das uns zum Meißel diente; dann befestigten wir in diesen Löchern zwei dicke Stangen aus Eichenholz, die wir von den uns nutzlosen Krippen nahmen. Zu größerer Sicherheit brachten wir außerhalb der Stangen noch einige Bretter an, die wir so gut als möglich in zwei Falzen auf beiden Seiten einfügten. Jetzt haben wir weder von dem Fenster, noch von der Thüre aus irgend einen Angriff zu befürchten.

Die Thüre halten wir beständig durch die Klinker und den Riegel verschlossen. Selten und mit Vorsicht öffnen wir sie, wenn wir Schnee holen wollen; denn zu unserm Hausgebrauche bedienen wir uns des geschmolzenen Schnees, und wir haben bis jetzt noch nicht bemerkt, daß er weniger gesund sei als das gewöhnliche Wasser.

Den 21. Dezember.

Wir sparen Öl für die Lampe, und das hätte uns beinahe den irdenen Krug gekostet, in dem wir das Trinkwasser bewahren. Aber auch bei dieser Gelegenheit war der Unfall ein Glück für uns, wie man sogleich sehen wird. Der Krug stand in einem Winkel. Indem ich in der Dunkelheit, weiß nicht mehr was, suchte, stieß ich an ihn und stürzte ihn um. Glücklicherweise ist der Fußboden der Sennhütte aus geschlagener Erde, und der Krug brach nicht entzwei.

„Wir müssen uns künftig vor einem ähnlichen Unfall hüten,“ sagte mein Großvater. „Mache deshalb in jenem Winkel ein Grübchen, um den Krug, der leicht umfallen kann, weil er unten viel schmaler ist als oben, sicher hineinzustellen.“

Ich zündete also die Lampe an und nahm die Hacke in die Hand. Als ich den ersten Hieb thun wollte, rief auf einmal mein Großvater, als ob ihm ein plötzlicher Gedanke käme: „Halt!“ Dann kam er zu mir, nahm mir das Werkzeug aus der Hand und fing selbst an, die Erde aufzugraben, aber sachte und mit großer Vorsicht. Ich fragte ihn, was er suche; denn nach der Art, wie er arbeitete, sah ich wohl, daß es ihm mehr darum zu thun sei, etwas in der Erde Verborgenes nicht zu zerbrechen, als die Arbeit zu thun, die er mir anbefohlen hatte.

„Ich habe mich nicht getäuscht, mein Lieber,“ sagte er bald darauf zu mir, indem er eine Flasche herausgrub. „Im Augenblick, als du den Arm aufhobst, erinnerte ich mich plötzlich, daß ich vor einigen Jahren an demselben Orte vier oder fünf Flaschen Wein, welche uns von unserem Sommervorrat übrig blieben, eingegraben habe. Seitdem hatte ich sie vergessen. Stelle diese da auf den Tisch und laß uns die andern auch suchen. Es sind deren nicht viele, das weiß ich; dennoch betrachte ich diesen Fund als einen sehr glücklichen. Da, hier ist die zweite und da die dritte . . .“

Kurz und gut, wir fanden sie alle fünf, und ich drang in den Großvater, sogleich eine anzubrechen. Wie freute ich mich, ihm ein halbes Glas alten Wein einzuschenken! Die Nahrung, auf die er sich seit einem Monat

beschränken muß, macht ihm diese Stärkung sehr nötig; aber er wollte doch nicht mehr davon genießen, indem er der Meinung war, daß man diesen Trank als kostbares Heilmittel sparen müsse. Ich berief mich auf diesen Ausspruch bei meiner Weigerung, ihm Bescheid zu thun, weil ich nicht nötig habe, irgend was an mir zu heilen.

„Benege dir wenigstens die Lippen zu Ehren des heutigen Tages,“ sagte mein Großvater zu mir; „es ist der letzte der Jahreszeit der Weinlese, oder wenn du willst, der erste des Winters. Die Tage sind nun sehr kurz, werden aber allmählich wieder wachsen, langsam zwar, aber es geht mit ihnen, wie mit der zurückkehrenden Hoffnung, man begrüßt sie mit freudigem Herzen.“

Ich that, wie mir befohlen; dann stellte ich diesen unerwarteten Vorrat, von dem ich mir einen heilsamen Erfolg für die Gesundheit meines alten Großvaters verspreche, bei Seite und hob ihn sorgfältig auf.

Dieser kleine Vorfall gab mir wieder Mut; wir sprachen lange darüber. Der Großvater unterrichtet mich ein wenig in der Himmelskunde, und ich glaube nun recht begriffen zu haben, wie die Erde sich um die Sonne dreht, wie Tag und Nacht, Frühling und Sommer, Herbst und Winter entstehen.

Den 22. Dezember.

Durch die Erdbeschreibung lernte ich, daß die Bergvölker ihre eigentümlichen Sitten haben: „Man muß sich nicht darüber wundern,“ sagte Großvater, „wenn man

sieht, wie verschieden ihre Lebensweise von der anderer Völker ist. Die Bergbewohner wohnen einen großen Teil des Jahres in ihren zerstreuten Hütten allein, und wann sie dieselbe mit ihren Herden verlassen, so geschieht es ebenfalls, um sich wieder in die Einsamkeit zu begeben. Ein Alpenhirt genießt der Gesellschaft der Menschen während eines ganzen Jahres weniger als der Bewohner unsrer Dörfer während eines Monates.

„Dieses einsame Leben muß auf den Charakter einen entschiedenen Einfluß haben. Man vertieft sich mehr und mehr in sich selbst, man lebt in seinen eigenen Gedanken, man gewöhnt sich, bloß mit eigener Kraft die Hindernisse einer wilden Natur zu bekämpfen. Ein so mühsames Leben muß den Menschen zur Geduld und zur Entbehrung heranbilden. Es ist fast das Leben jener alten Einsiedler, von denen man erzählt, daß sie ihre Tage in fortwährender strenger Buße und in schweigender Betrachtung verlebten.“

So sprach mein Großvater, und beim Scheine unseres Feuers schien er mir selbst einer jener heiligen Männer, welche in vergangenen Jahrhunderten die allgemeine Verehrung genossen. Sein Bart fängt an, ihm den untern Teil des Gesichtes zu verhüllen; er trägt eine Mütze von grauem Pelze; sein brauner Rock ist aus dem größten Tuche; seine ganze Kleidung steht in auffallendem Gegensatz zu der Milde seines Blickes und seines Lächelns. Oft betrachte ich ihn lange Zeit, und wenn ich daran denke, wie sehr er um meinetwillen, oder aus Altersschwachheit, leiden muß, so kommen mir Thränen in die Augen.

Aber wir bemühen uns beide, einander unsern traurigen Betrachtungen zu entreißen. Großvater spricht sehr gerne, und da ich dem guten Alten nicht Belehrung für Belehrung bieten kann, so bin ich dafür um so aufmerksamer auf das, was er sagt. Heute erzählte er mir von den Arbeiten, mit welchen sich die Bewohner der Alpen und des Juras während des Winters beschäftigen.

O! wie beneide ich doch diese Leute, welche die langen Wintermonate durch regelmäßige Beschäftigungen sich verkürzen können! Hätte ich doch auch, wie sie, die Stoffe, die Werkzeuge und die nötige Geschicklichkeit, jene niedlichen Holzarbeiten zu machen, welche man im Berner Oberland verfertigt, und die man weithin ins Ausland, bis nach Paris verkauft; oder säße ich doch vor einem Werkbische, wie die Uhrmacher von La Chaux-de-Fonds und in dem Jourd'hale, welche so schöne und durch ihre Genauigkeit berühmte Uhren machen; ja, wenn ich nur das nötige Holz hätte, um Nebpfähle, einfache Kübel und Tonnen zu verfertigen, wie andere Bewohner unserer Berge, so würde ich mich nicht über mein Schicksal beklagen. Es giebt doch kaum eine Lage des Lebens, welche durch anhaltende Arbeit nicht angenehm oder wenigstens erträglich gemacht werden kann.

Wenn die Lampe oder das Feuer auf dem Herde brennt, so versuche ich es, Bienenkörbe aus Stroh zu verfertigen; aber so grob auch diese Arbeit ist, so muß ich doch Licht dazu haben; den größten Teil des Tages muß ich sie also unterbrechen, und dann bin ich schon glücklich, im Gespräche mit dem Großvater einen immer neuen Gegenstand der Unterhaltung zu finden. Wenn man in

dieser Dunkelheit ganz allein wäre und schweigen müßte, so würde die Lage schrecklich sein.

Den 23. Dezember.

Großvater beklagt sich über Schmerzen und Erstarrung in den Gliedern. Wir haben uns sorgfältig angewöhnt, jeden Tag eine Zeit lang in unserm Gefängnis auf und ab zu gehen, so gut es uns der enge Raum erlaubt. Diese Bewegung ist uns notwendig; der Großvater stützt sich dabei auf meinen Arm. Heute setzt er sich vor das Feuer mit bloßen Füßen, und ich bemerkte zu meinem großen Leidwesen, daß sie angeschwollen seien. Er versicherte mich, daß das nichts Neues sei und mich nicht beunruhigen dürfe.

Jeden Abend fordere ich ihn auf, einen Schluck Wein zu nehmen, um seine Kräfte zu erhalten, und er zeigt auch den besten Willen, für seine Gesundheit zu sorgen; aber weit mehr, um mich der Unruhe zu entheben als aus Liebe zum Leben. O, mein Gott! erhalte mir den einzigen Freund, den ich vielleicht noch auf Erden habe!

Den 24. Dezember.

Jeden Tag ersinnen wir neue Mittel, unsere Stund^{en} auszufüllen, um die Langeweile zu bekämpfen; und gewiß haben wir heute, Dank unserer Beharrlichkeit! etwas gewonnen.

„Einen Teil des Tages sind wir zur Blindheit verurteilt,“ sagte mein Großvater; „aber die Blinden wissen doch öfters auch ihre Hände zu beschäftigen und Arbeiten zu verfertigen, deren Güte uns in Erstaunen setzt. Ver-

suchen wir auch einmal ihnen nachzuahmen! Sollten wir denn nicht Stroh flechten können, ohne gerade dabei sehen zu müssen? Mit Aufmerksamkeit und durch öfteres Einüben muß es uns gewiß am Ende leicht werden.“

Wir machten also unsern ersten Versuch, und als wir das Ergebnis beim Scheine der Lampe betrachteten, waren wir so ziemlich zufrieden damit. Ich bin überzeugt, daß wir in wenig Tagen das Stroh so ziemlich regelrecht flechten lernen.

Ich will versuchen, einen Strohhut zu verfertigen, wie ich das bei den Hirtenbuben sah. Wenn es mir gelingt, so wird es mich um so mehr erfreuen, da diese Arbeit nicht so einfach ist. Man muß die Strohhalme ineinander flechten und das Geflecht mit zahlreichen Fäden verbinden, wobei oft Verwickelungen vorkommen. Dann muß man das ganze auf eine Form spannen, wie man es mit den Filzhüten macht. Mein erster Versuch wird ohne Zweifel etwas possierlich ausfallen.

Den 25. Dezember, am Christtage.

Den heutigen Tag haben wir dem Gebet und der Betrachtung des göttlichen Wortes gewidmet. Um zu fühlen, was der Heiland zu unserem Heile gethan, muß man selbst das Leiden kennen. Wie hart und bitter mag es den Menschen erst gewesen sein, ehe Er erschien! Wie leicht kann es damals die Leute zur Verzweiflung und zum Murren wider Gott geführt haben! Er kam auf die Erde und mit Ihm Trost und Heil. Er gab uns nicht nur die weisesten Lehren, sondern auch das heilsamste Beispiel. Hier auf unserm Berge befinden wir

uns abgeschieden in einer Ginde: und auch unser Heiland wurde auf einen Berg und in die Wüste geführt, um von dem Teufel versucht zu werden. Wir haben wenigstens ein Obdach, ein Lager; und Er hatte nicht einmal, dahin Er Sein Haupt legen konnte. Wir sind vielleicht von den Menschen vergessen; Jesus aber ward von ihnen verflucht und verfolgt.

Diese Betrachtungen sind nicht von mir, sondern von meinem Großvater. Er sprach noch viel dergleichen, was ich niemals zu vergessen wünsche. Es war ungemein rührend, als er aus den Evangelien mir die Geschichte der Geburt, des Lebens und des Todes Jesu wieder ins Gedächtnis rief. Er wiederholte mir eine Menge seiner Gleichnisse und mehrere seiner Reden voll göttlichen Trostes, und während dieser Erzählungen, die mein Großvater benützte, um gute, auf unsere Umstände bezügliche Anwendungen zu machen, schien mir unsere Sennhütte ein wahrer Tempel.

Inzwischen läuten die Glocken in unsern Thälern; die Landleute drängen sich um die Altäre; fromme Lieder erschallen von Dorf zu Dorf; aber das festliche Geräusch bringt nicht bis zu uns herauf.

O liebe Nachbarn, ihr wißt nicht, wie glücklich ihr seid, euch nach der Arbeit, die euch zerstreut hat, zum Gebet vereinigen zu können. Ehedem haben Gewohnheit und jugendlicher Leichtsinn mich dieses Glück übersehen lassen: jetzt rührt es mich bis zu Thränen der Sehnsucht und der Reue. Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, also schreiet meine Seele, o Gott, zu Dir. Aber ich hoffe mit David: „Ich

wollte gerne hingehen mit dem Haufen und mit ihnen wallen zum Hause Gottes mit Frohlocken und Danken unter den Haufen, die da feiern.“

Wenn ich einst, wie Moses, von meinem Berge niedersteige, dann will ich auch meine Brüder ermahnen; will ihnen sagen: „Wenn ihr wüßtet, wie wohlthuend der Umgang des einen mit dem andern ist, so würdet ihr nur Liebe und Barmherzigkeit für einander haben. In die Einöde sollten alle die versetzt werden, welche das nicht begreifen wollen, vielmehr Unruhe und Krieg unter den Menschen stiften: da würden sie bald ihre Thorheit fühlen und durch Erfahrung lernen, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei; sie würden dann ihren Nächsten lieben wie sich selbst, ihren Nächsten, ohne welchen das Leben keine Wohlthat mehr, sondern eine Strafe der Vorsehung wäre.“

Den 26. Dezember.

Diesen Morgen zog sich mein Großvater eine Unpäßlichkeit zu, weil er seine Milch ohne Zusatz genoß; glücklicherweise wurde er wieder davon hergestellt, und zwar schneller als ich zu hoffen gewagt hatte. Ohne Zweifel trägt seine große Geduld viel dazu bei, ihm die Leiden zu erleichtern. Er sagte heiter:

„Ich bin außer Sorgen, mein liebes Kind. Wahrscheinlich werde ich mein Leben wenigstens bis zum Augenblicke unserer Befreiung fristen können. Das ist alles, was ich wünsche. Wenn ich das Glück hätte, dich, bevor ich sterbe, in den Armen deines Vaters zu sehen, so würde

mir der Abschied süßer dünken, als ich sagen kann. Aber angenommen auch, Gott würde mich zu sich rufen wollen, während wir ohne andere Gesellschaft noch in dieser Sennhütte sind, so hoffe ich, mein Tod wird dich nicht zur Verzweiflung bringen.

„Denn was bin ich eigentlich für dich? Eine Last, ein Hindernis, und nur deine kindliche Frömmigkeit läßt dich das nicht fühlen. Du allein machst ja alles hier. Seit ich dir das Wenige mitgeteilt habe, was mich die Erfahrung lehrte, scheint mir meine Aufgabe vollendet. Habe also den Mut, dich mit dem Gedanken an eine schnellere Trennung, als wir gewünscht hätten, vertraut zu machen! Bereiten wir uns auf jedes Ereignis vor; aber ich wiederhole es, wir dürfen die beste Hoffnung haben. Die Sorgfalt, mit welcher du mich pflegst, ein wenig Behutsamkeit bei meinen Nahrungsmitteln, werden mein Leben bis zum Frühling erhalten, und ich werde noch einmal das Laub der Bäume sehen.“

Ich konnte nur mit Thränen auf diese beweglichen Worte antworten. Wir schwiegen lange, und es kostete mich Mühe, meine Arbeit wieder in der Dunkelheit fortzusetzen.

Diesen Abend wollte Großvater keine Milch genießen, und da er sah, daß sie unbenützt bleiben würde, riet er mir, einen Käse daraus zu machen, und gab mir die nötige Anleitung zu dieser kleinen Arbeit.

„Es scheint,“ sagte er lächelnd zu mir, „daß ich dir doch noch zu etwas nütze.“

In Ermangelung des Labs nahmen wir ein wenig Essig, um die Milch gerinnen zu machen. Dann that ich die käsigten Teile der Milch in ein irdenes Gefäß. Bis

jetzt ging alles nach Wunsche; morgen werden wir das Ergebnis sehen.

Auch ich hatte einen glücklichen Gedanken, welchen ich meinem Großvater mittheilte, und dieser billigte ihn. Ich riet ihm, geröstete Weinschnitten zu essen, wie ich sie einige Male meine Tanten für ihn bereiten sah, wenn er sich schwach oder unpäßlich fühlte. Wir machten uns auf der Stelle daran; allein was hätte ich nicht darum gegeben, wenn ich auf die warmen und dampfenden Brotschnitten ein wenig Zucker hätte streuen können! Zum Glücke ist der Wein, den wir in der Sennhütte gefunden, durch das Alter sehr mild geworden. Es ist weißer Wein, von einem guten Jahrgange, „ein Wein,“ sagte Großvater, „welchen man auf die Tafel eines Fürsten stellen könnte.“

„Ich verlange nichts weiter von ihm,“ fügte er hinzu, „als daß er mir das Leben bis zum ersten Knospen der Reben friste.“

Den 27. Dezember.

Der Käse ist vortrefflich geraten. Ich legte ihn auf ein Brettchen und streute Salz darauf. Es war mir unmöglich, ihn zu betrachten, ohne daß mir der Mund wässerte, und doch, wie glücklich wäre ich, wenn ich nicht nötig gehabt hätte, die Milch zu diesem Gebrauche zu verwenden. Heute blieb uns wieder so viel davon übrig, daß ich einen zweiten Käse machen konnte. Mein Großvater aß nur von den unter der Asche gebratenen Kartoffeln. Diese und ein wenig Brot und Wein bilden seine ganze Nahrung. Ach! er leidet vielleicht sehr und trotz allem, was er thut,

um es mir zu verbergen, sehe ich nur zu gut, daß seine Kräfte schwinden.

Den 28. Dezember.

Großvater steht jetzt gewöhnlich später auf und legt sich früher zu Bett. Er meint, nach der kurzen Bewegung, die er sich macht, bekomme die Wärme unter der wollenen Decke und unter dem Stroh ihm gut. Man kann sich unmöglich mehr und auf uneigennützigere Weise schonen. Alles was er thut, alles was er sagt, ist belehrend und rührend für mich. Welche Fortschritte habe ich bei ihm in einigen Wochen gemacht! Ich erkenne mich selbst nicht mehr; ich verließ die Ebene mit den Gefühlen und den Gedanken eines Kindes: hier wurde ich mit einer Schnelligkeit ausgebildet, die mich selbst in Erstaunen setzt.

Am heutigen Tage ist weiter nichts vorgefallen. Ich arbeitete wie gewöhnlich, und fast immer in der Dunkelheit. Ich erlange eine solche Fertigkeit durch die beständige Übung, daß es mir manchmal scheint, ich sähe an der Spitze meiner Finger. Das Betasten läßt mich den geringsten Irrtum erkennen, und das schärft auf eine ganz neue und eigentümliche Weise mein Urtheil und mein Nachdenken. Ich finde in dieser Lebensart so viel Anziehendes, daß ich sie selbst denen anrathen möchte, die sie nicht nötig haben. Das Gesicht ist ein allzu eifertiger und gefälliger Diener, der uns nicht Zeit läßt, uns alles das zuzumuten, was wir leisten könnten. Der Tastsinn ist auch ein treuer Helfer, aber er kommt nicht von selbst, er wartet, ehe er seine Dienste anbietet, bis man ihn sucht. Der Verstand muß ihn leiten und zurechtweisen, dann ist jeder an seinem Theile thätig.

So urtheilen wir über das, was in mir vorgeht. Vor kurzem hätte ich nie daran gedacht, meine Aufmerksamkeit auf solche Gegenstände zu richten, aber in den dreißig Tagen unserer Gefangenschaft habe ich über mich mehr nachgedacht als in meinem ganzen Leben, da ich der Freiheit genoß.

Den 29. Dezember.

In den Tagen, wo kein Ereigniß unser einförmiges Leben ein wenig mannigfaltiger macht, streifen meine Gedanken um so mächtiger hinaus, und sobald sie unsere Hütte verlassen haben, möchten sie so gern zu dir sich flüchten, mein vortrefflicher Vater. Und doch wissen sie kaum, wo sie dich suchen sollen. Unser Haus, unsere Zelder, das sind die Orte, wo sie dich zu finden glauben. Dort sehen sie dich einsam und traurig, die Blicke gegen jene Höhen gerichtet, wo deine abwesenden Lieben weilen. Du wenigstens weißt, wo wir sind, und gewiß hast du die Hoffnung nicht aufgegeben, uns wieder zu sehen. Wir, das weißt du ja, blieben nicht ohne alle Hilfsmittel. Aber du! wer sagt uns, was dich verhindert hat, uns zu Hilfe zu kommen? Umsonst tröste ich mich, daß jene Hindernisse nicht schlimmer Art gewesen, ein trauriges Vorgefühl sagt mir, daß der Tag unserer Rettung der erste Trauertag für uns sein wird.

Warum bist du nicht bei uns geblieben? Gewiß bist du verunglückt, indem du das Vieh retten wolltest. Mitten in der Dunkelheit, die mich so oft umgiebt, lausche ich mit abergläubischer Furcht: Ich glaube manchmal die Stimmen der Engel zu hören, die mir Unglück erzählen;

ich glaube Gottes Geheimnisse zu erraten und habe Mühe, aus meiner Verirrung zu mir selber zu kommen. Einige Worte meines Großvaters führen mich endlich zur Vernunft und zur Geduld zurück; ich neige mich mit Ehrfurcht vor dem Schleier, welcher Vergangenheit und Zukunft mir verhüllt. Habe ich meinen Vater verloren? Werde ich meinen Großvater verlieren? Ach! ich weiß es nicht; und zweifelsohne soll ich es nicht wissen. O Gott, ich will Dich nicht durch meine Unruhe und meinen Mangel an Vertrauen erzürnen! Ich will das Kreuz des Heilandes umfassen und mit Ergebung erwarten, was Du beschlossen hast!

Den 30. Dezember.

Das Ende des Jahres nähert sich. Dieser Tag ist einer von denjenigen, an welchen meine Mitschüler einer nur zu lebhaft gewünschten Freiheit genießen; sie gehen nicht in die Schule und betrachten das als ein großes Glück. So dachte ich auch, als ich noch im Dorfe wohnte; wie verschieden sind nun meine Gedanken! Was gäbe ich nicht darum, wenn ich nur einige Stunden täglich in jener Stube sitzen könnte, die ich ein Gefängnis nannte? Ich höre im Geiste die Morgenglocke, welche uns zusammenruft; wir treten in die Stube, unsere Bücher unter dem Arm; man setzt sich; der Lehrer steht auf und wir erheben uns mit ihm: das Gebet heiligt und bereitet die Arbeit vor.

Jetzt soll die Aufgabe diktiert werden: alle Federn rüsten sich; jetzt laufen sie raschelnd über das Papier; dann kommen die Rechen-, Lese- und Gesangsübungen.

Raum sind die Schüler entlassen, so treten frohes Geschrei und ungestümes Hin- und Herlaufen an die Stelle des Schweigens und des Zwangs. Man stürmt hinaus, man rennt umher, man drängt sich; man spielt vor dem Schulhause, und nur zu oft entstehen Streit und Zank daraus.

Auch ich nahm einst teil an diesen Arbeiten und Vergnügungen, und es ist mir, als ob ich noch jetzt sie genieße, indem ich an sie gedenke. Ich träume wachend, ich erinnere mich und vergesse . . .

„Armer Ludwig!“ sagte Großvater, „was macht dich aufs neue seufzen? Soll ich dir die einzige Erholung verbieten, die ich dir selbst angeraten habe? Sei Herr deiner Gedanken und deiner Feder; beschäftige sie mit Gegenständen, welche geeignet sind, dich zu stärken; bedenke, daß deine gegenwärtige Lage deine Kraft in Anspruch nimmt, und daß du bald vielleicht deren noch mehr bedarfst.“

„Befindet Ihr Euch denn weniger wohl diesen Abend, mein lieber Großvater?“

„Nein, mein Kind, und wenn ich mich früh zu Bette gelegt habe, geschah es bloß aus Vorsicht; ich will mich so halten, daß wir in zwei oder drei Monaten froh miteinander den Berg hinuntersteigen können, Bläßchen vor uns herlaufend. Wie glücklich werden sie sein, uns wiederzusehen!“

„O gewiß, sie werden nicht warten, bis wir uns auf den Weg machen, und man wird an unsere Thüre pochen eher als Ihr denket.“

„Man wird an unsere Thüre pochen!“ Indem er

diese Worte wiederholte, nahm mein Großvater eine ernste Miene an und drückte mir die Hand.

„Und wenn nun der Erlösungsbote käme, um mich abzurufen, nicht ins Dorf, sondern in den Himmel, was würdest du thun, mein Kind? Je nun, man muß auch diesen Fall voraussehen und sich darauf rüsten. Du würdest gewiß, ich zweifle nicht daran, ein guter Krankenwärter sein, und so lange ich leben werde, zähle ich auf deine Hilfe: aber nachher . . . du hättest dann andere Pflichten zu erfüllen . . . für meine irdische Hülle: würdest du wohl im stande sein, sie zu thun?“

Hier unterbrach ich meinen Großvater durch lautes Schluchzen; ich bat ihn, nicht weiter fortzufahren. Wir umarmten uns, und jetzt, nachdem ich die Erzählung dieses peinlichen Vorfalls aufgezeichnet habe, will ich sie durch den Schlaf zu vergessen suchen.

Den 31. Dezember.

Glücklicher Tag! Großvater kommt wieder zu Appetit und Kräften; er trank ein wenig Kaffee mit Milch, aß mehr als gewöhnlich und labte sich mit einem Tropfen Wein. Das also, was ein Gift ist, wenn es im Übermaß oder zur Unzeit genossen wird, wie das nur zu viel Leute zu thun pflegen, ist für uns eine Arznei von den heilsamsten Folgen.

Der letzte Tag des Jahres ist gut vorübergegangen. O Herr, laß mich dir dafür danken, und mich diesen feierlichen Tag damit beschließen, deine Macht und deine Güte anzubeten.

Den 1. Januar.

Im vorigen Jahre am gleichen Tage befand ich mich im Schoße meiner Familie. Den Tag vorher war Vater in die Stadt gegangen, um einige Einkäufe zu machen, und auch ich hatte meinen Anteil daran. Am Morgen führte er uns in die Kirche; wir hatten einige Verwandten beim Mittagessen; die Kinder sangen und tanzten, und das Fest dauerte bis in die späte Nacht.

Wenn man mir damals zu raten gegeben hätte, wo ich das heutige Neujahrsfest zubringen würde, so hätte ich sicherlich nicht an das gedacht, was ich jetzt leide und erlebe. Es begegnet den Menschen so viel Unerwartetes, daß sie beständig auf ihrer Hut sein sollten wie der Soldat, welcher in der Nähe des Feindes beim Schlafen die Waffen nicht ablegt.

Mein Großvater dachte vermutlich, daß dieser Tag trauriger für mich sein würde, und that darum alles, was er konnte, mich zu erfreuen. Er war so gütig, mir Spiele zu zeigen, die einige Berechnung erfordern; er gab mir Fragen auf, deren Auflösung in einem Scherze besteht; sein Gespräch war heiterer als gewöhnlich, und zu guterlegt hatten wir ein wahrhaft festliches Nachtessen. Er wünschte, daß ich außer den unter der Asche gebratenen Kartoffeln auch meinen ersten Käse auftischte, und ich fand ihn wirklich recht gut. Auch eine geröstete Weinschnitte mußte ich versuchen. Für Einsiedler, wie wir, war das ein wahrer Festschmaus.

Auch Bläßen wurde nicht vergessen; ich gab ihr das beste Heu, frisches Stroh, eine doppelte Portion Salz und Liebfosungen in dreifachem Maße.

Möge der Herr, den wir diesen Morgen und diesen Abend angerufen haben, den Enkel dem Großvater und den Großvater dem Enkel erhalten!

Mein Großvater wünscht, daß ich noch einige Worte von ihm selbst hinzufüge.

„Im Namen Gottes, Amen!

Es könnte geschehen, daß ich von den Meinigen getrennt würde, bevor ich ihnen meinen letzten Willen hätte offenbaren können. Aber meine Güter habe ich keine allgemeine Verfügung zu treffen, aber ich wünsche, die Sorgfalt und die Aufopferung meines hier gegenwärtigen teuren Enkels, Ludwig Lopraz, zu vergelten, und da es mir unmöglich ist, ihm an dem heutigen Tage in der Lage, in der wir uns befinden, irgend ein Geschenk zu machen, so bitte ich meine Erben, es an meiner Statt zu thun, und ihm von meiner Seite zu geben:

meine Repetieruhr;

meinen Stutzer;

meine Bibel, die schon meinem Vater gehörte;

endlich mein stählernes Petschaft, auf dem die Anfangsbuchstaben meines Namens, die auch die meines Paten und Enkels sind, eingegraben stehen.

Diese kleinen Erinnerungszeichen werden ihm wegen der innigen Freundschaft, die zwischen uns besteht und welche selbst der Tod nicht zerreißen wird, teuer und wert sein.

Das ist mein Wille.

In der Sennhütte von Anzindes, den 1. Januar 18 . .

Ludwig Lopraz.“

Mein lieber Großvater, erlaube mir, daß ich auch meinerseits dir in meinem Tagebuche meinen herzlichsten

Dank ausspreche; es ist, ich fühle es, ein unschätzbares Glück für mich, mit dir in dieser Abgeschiedenheit gelebt zu haben; ich bedurfte der Belohnung nicht, und das gute Zeugnis, das du mir gabst, wäre für mich schon genug gewesen. Mögest du uns allen noch recht lange erhalten bleiben! Mit diesem Wunsche will ich das neue Jahr beginnen.

Den 2. Januar.

Seit lange hören wir kein Geräusch mehr von außen, und unsere Klause wird immer stiller. Wir schließen daraus, daß viel frischer Schnee gefallen ist und daß die Sennhütte fast ganz unter dieser Masse begraben ist. In- dessen ragt das eiserne Rohr noch immer hervor und der Rauch kann ungehindert aufsteigen, heute fielen einige Schneeflocken durch diesen engen Kanal herab. Diese weißen Boten des Winters sind die einzigen Gegenstände, welche eine Verbindung zwischen uns und der äußern Welt erhalten. Wenn unsere Uhr stehen bliebe, so wüßten wir die Tageszeit nicht mehr. Um Tag und Nacht zu unterscheiden, würde uns nur noch der Schein bleiben, der morgens durch das eiserne Rohr fällt.

Dagegen haben wir in unserer stillen Klause wenig vom Froste zu leiden, und mußten deshalb fürchten, der Aufenthalt in diesem geschlossenen Raume würde ungesund werden, allein der schwache Luftzug im Schornsteine reicht hin, um die Luft zu erneuern und zu reinigen.

Wenn wir die Lampe angezündet haben und bei unsern täglichen Beschäftigungen vor dem hellen Feuer sitzen, so vergessen wir beinahe unser Unglück, und zu-

weilen sind wir sogar ein wenig heiter. In solchen Augenblicken möchte wohl der oder jener meiner Kameraden unsere Lage beneiden. Hat doch so mancher unter uns sehnlich gewünscht, Robinson auf seiner wüsten Insel zu sein! Und doch war die Schranke des Ozeans, welche diesen von den andern Menschen trennte, weit schwieriger zu überschreiten. Er konnte nur auf die Ankunft irgend eines verschlagenen Schiffes hoffen, wir dagegen, wir können versichert sein, daß dieser Schnee früher oder später schmelzen wird. Gott wolle nur bis dahin unser Leben erhalten!

Den 4. Januar.

Es war mir unmöglich, gestern abend die Feder zu ergreifen, oder vielmehr, es kam mir nicht in den Sinn! Ach! ich hatte anderes zu thun.

Der Tag war ruhig hingegangen. Der Großvater hatte wenig Appetit gespürt; allein er beklagte sich nicht über Übelkeit. Abends, nach dem Nachtessen, als er mit mir behaglich am Feuer saß, ward er plötzlich blaß, sank zusammen, und ohne meine rasche Hilfe wäre er ins Feuer gefallen.

Vor Schrecken schrie ich laut auf, nahm ihn in meine Arme, und mit einer Kraft, deren ich mich nicht fähig gehalten hätte, trug ich ihn auf sein Bett, wo ich ihn zuerst hinsetzte und dann der Länge nach hinlegte. Kopf und Hände waren kalt; das Blut war ins Herz zurückgeströmt, und ich hütete mich wohl, den Kopf des Kranken hoch zu legen. Ich erinnerte mich auf der Stelle einer Anweisung, die er mir einige Tage zuvor

für ähnliche Fälle gegeben hatte. Ich legte das Haupt tief, und es dauerte nicht lange, so strömte das Blut wieder dahin zurück. In demselben Augenblick kam ihm das Bewußtsein wieder.

„Wo bin ich? Wie, auf meinem Bette?“ sagte Großvater.

„Freilich,“ antwortete ich. „Ihr waret einen Augenblick ohnmächtig . . . ich dachte, es wäre gut, Euch hierher zu tragen, und Ihr sehet, daß ich wohl daran that; denn kaum hatte ich Euch gelegt, als Ihr wieder zum Bewußtsein gekommen seid.“

„Er hat mich hierher getragen! Gott sei gelobt! Je mehr meine Kräfte abnehmen, desto mehr nehmen die deinigen zu, mein liebes Kind! Das ist Gewinn für uns beide, du lernst damit mehr gutes thun, und ich dich um so herzlicher lieben!“

So sprach er und schlang seine Arme um meinen Hals; ich kniete neben dem Bette nieder, und so verharrten wir lange Zeit. Endlich willigte er ein, einige Tropfen Wein zu nehmen, und er fühlte sich dadurch wieder gestärkt.

„Beunruhige dich nicht zu sehr über das, was vorgefallen,“ sagte er, nachdem er eine Zeit lang geschwiegen. „Ich schreibe es der Lust zu, die mich angewandelt hat, ein wenig von deinem Ziegenkäse zu kosten. Da ich die Milch nicht vertragen kann, so hätte ich voraussehen können, daß mir der Käse noch weniger zuträglich sein würde. Jetzt ist der Unfall überstanden, und ich fühle, daß mir der Schlaf kommt. Dieser Schummer ist ebenso angenehm, als die Vorboten der Ohnmacht peinlich waren.“

Wirklich schlief mein Großvater bald ein; ich wachte noch eine Zeit lang bei ihm, und als ich sah, daß er sich so wohl befand, pries ich Gott, empfahl auch mich seinem Schutze und legte mich schlafen.

Heute nahmen mich die Hausgeschäfte sehr in Anspruch. Auf die Bemerkung meines Großvaters, daß unser Leinzeug, unsere Strümpfe und der Flanell, den er auf bloßem Leibe trägt, gewaschen werden müßten, bat ich ihn im Bette zu bleiben, und ich besorgte dann die Wäsche, so gut als man sie ohne Seife machen kann. Der Großvater gab mir die nötige Anleitung dazu. Ein ziemlich großes leinenes Tuch, das uns zum Tischtuche dient, diente uns dazu, die nötige Lauge zum Waschen zu bereiten. Ein Kübel war die Waschbütte. Erst warf ich die schwarze Wäsche in die Lauge, und dann wusch ich sie in warmem Wasser aus. Bis morgen will ich die Wäsche am Feuer hängen lassen. Einige glühende Kohlen, die übrig geblieben sind, die Wärme des Herdes und der Luftzug werden sie vollends trocknen.

Ich vergaß noch zu sagen, daß, als ich diesen Abend sah, wie sich der Großvater den Leib und die Glieder rieb, ich ihn bat, sich meiner schwachen Hilfe dabei zu bedienen. Eine Stunde lang rieb ich ihn mit einem Stücke der wollenen Decke, das wir zu diesem Gebrauche bestimmten. Er ist überzeugt, daß nichts besser für ihn sei, den Umlauf des Blutes zu befördern und ihm die Bewegung zu ersetzen, die er sich nicht machen kann, und die frische Luft zu ergänzen, auf die wir so lange verzichten müssen.

Ach! zu meinem großen Leidwesen fand ich, daß sein Körper außerordentlich mager sei. Während ich ihm diesen kleinen Dienst leistete, hörte er nicht auf, mir zu danken. „Du giebst mir,“ sagte er, „neues Leben. Ich fühle, wie eine sanfte Wärme meine Glieder durchströmt; ich atme viel leichter.“

Diese Worte spornten meinen Eifer. Und da er über meine Mühe sich bekümmerte, sagte ich lächelnd zu ihm: „Seht Ihr denn nicht, daß das eine heilsame Bewegung für mich ist? Ich versichere Euch, daß es mir ebenso wohl bekommt als Euch, und bitte Euch, dieses Mittel recht oft zu gebrauchen, das so heilsam für den Arzt selbst ist.“

Jetzt schläft der Kranke sanft in meiner Nähe, und während dieser Zeit habe ich mich reichlich für mein gestriges Stillschweigen entschädigt, indem ich die Geschichte zweier Tage niederschrieb.

Den 5. Januar.

Großvater sprach diesen Morgen mit mir über seinen Zustand, ohne mir etwas zu verhehlen. Seine Worte hallen mir noch in dem Ohre. Welche Sanftmut und welche Weisheit! Es wäre unverzeihlich von mir, wenn ich sie mir nicht zu Nutzen machte, so jung ich bin.

„Mein Kind,“ sagte er, als ich zu seinen Häupten mich niedergesetzt hatte, „ich kann es mir nicht mehr verhehlen, das Ende meiner Tage ist nicht mehr fern. Werden wir meine Seele in dieser sterblichen Hülle noch so lange zurückhalten können, daß ich den Tag deiner

Erlösung sehe? Ich weiß es nicht, aber ich wage kaum es zu hoffen; meine Schwachheit vermehrt sich mit überraschender Schnelligkeit, und ich fürchte, ich muß dich allein in diesem traurigen Aufenthalt zurücklassen.

„Du wirst wohl mehr betrübt über unsere Trennung als beunruhigt über dein Alleinbleiben sein, und mehr Schmerz als Furcht empfinden; aber ich zähle auf deinen Mut und deine Frömmigkeit, und bin überzeugt, daß du nicht in eine strafbare Niedergeschlagenheit verfällst; du wirst an deinen Vater denken, den du ohne Zweifel wiedersehen sollst, und dieser Gedanke wird dich erhalten. Du wirst bald erkennen, daß durch meinen Tod die Gefahren, welche dich in dieser Sennhütte bedrohen können, nicht größer werden. Im Gegenteil, ich war eher ein Hinderniß für dich; du wirst nichts mehr vom Hunger zu befürchten haben, und im Augenblicke, wo du den Berg verlassen willst, wirst du weniger gehindert sein. Ich ermahne dich nur zur Geduld. Mache dich nicht zu früh auf den Weg, du würdest dich dadurch einer Gefahr aussetzen. Einige Tage mehr oder weniger dürfen bei einer so langen Gefangenschaft nicht gezählt werden, und du setzest alles auf das Spiel, indem du den günstigen Augenblick zu nahe rückst.

„Welchen Grund hättest du auch wohl, dich so sehr zu beeilen? Bisher hat deine Gesundheit durch unsere Abspernung nichts zu leiden gehabt. Du wirst zwar unsere Gespräche, die dich zerstreuten, nicht mehr haben, aber wie viele Gefangenen sind während langer Jahre zum Schweigen verurteilt!“ Überdies haben sie noch ein von Vorwürfen beunruhigtes Gewissen; und du wirst dich

durch die tröstliche Erinnerung erfüllter Pflicht gestärkt fühlen. Eines nur beunruhigt mich, mein lieber Ludwig, soll ich es dir sagen? ich fürchte die Wirkung meines Todes auf deine Einbildungskraft. Wenn du meinen Körper des Lebens beraubt vor dir siehst, so wird ein Gefühl des Schreckens, vielleicht des Grauens in dir entstehen, dessen sich wenige Menschen erwehren können, ob es zwar an sich wenig vernünftig ist.

„Aber warum solltest du dich auch vor der entseelten Hülle deines alten Freundes fürchten? Hast du denn Furcht vor mir, wenn ich schlafe? Verwichenen Abend, als ich ohnmächtig wurde, hast du doch auch nicht geglaubt, daß ich dir schrecklich wäre, du fühltest nur die Notwendigkeit, mir zu helfen, und du thatest deine Pflicht als mutiger Jüngling. Wenn du mich nun in jene letzte Ohnmacht fallen siehst, welche man Tod nennt, so benimm dich ebenso weise. Mein Leib erwartet nur noch den letzten Dienst von dir: habe den Mut, denselben ihm zu erweisen, wenn die Natur dich belehrt, daß der Augenblick dazu gekommen ist. Deine Kräfte reichen dazu hin; du hast es verflossenen Abend bewiesen, als du mich auf dieses Bett trugst.

„Du siehst diese Thüre: sie führt zur Milkammer, wohin wir uns nie begeben, weil wir sie nicht brauchen; dort machst du eine Grube, so tief, als es dir möglich ist, um meinen Leichnam hinzulegen, bis ihr diesen Frühling ihn wegtragen könnet, um ihn auf dem Kirchhofe des Dorfes regelmäßig zu beerdigen.

„Nach diesem traurigen Geschäfte wirst du dich sehr einsam in dieser Wohnung fühlen; du wirst viele Thränen

vergießen; wirst mich vielleicht rufen, und ich werde nicht antworten; aber überlasse dich deshalb nicht unnützen Klagen, wende dich nur an den, welcher uns immer antwortet, wenn wir ihn voll Vertrauen anrufen. Du wirst dann recht einsehen, was seine Hilfe vermag. Alles wird dir fehlen, aber er wird dir alles ersetzen.“

Diese Ermahnungen richtete mein Großvater diesen Morgen an mich, und da er sich dadurch erleichtert fühlte, so war er seitdem ruhiger, heiterer, möchte fast sagen munter. Ich kann kaum begreifen, daß ein so freier und so fester Geist an einem Körper haften, der der Auflösung nahe ist. Die Gefahr steht mir vor Augen, und doch scheint sie mir noch weit entfernt. Gott gebe, daß diese Hoffnung, die mich so glücklich macht, sich erfülle!

Den 6. Januar.

Wieder ein Tag vollendet! Das wiederholen wir uns jeden Abend. Ich habe keine Ursache, ungeduldig zu werden, und doch scheint es mir, als ob der Frühling niemals zurückkommen wolle. Ist es wohl die Furcht vor dem Alleinsein, dessen Bild mir der Großvater entwarf, was mich so unruhig macht? Ich will diese entmutigenden Gefühle von mir fern halten, will nicht mehr allein an mich selbst denken, damit Gott mich seiner Gnade würdige. Ach! wenn ich ihn bitte, meinen Großvater genesen zu lassen, so geschieht es ja nicht um meines eigenen Vorteils willen, oder um mir das Grauen der Einsamkeit zu ersparen.

Den 7. Januar.

Die Dunkelheit ist noch viel trauriger für die Kranken; man sagt selbst, daß sie der besten Gesundheit schaden könne. Das Licht ist für den Menschen gemacht und der Mensch für das Licht. Wir fielen heute morgen auf ein Mittel, das Öl zu sparen, ohne deshalb gänzlich in der Dunkelheit zu bleiben. Wir verfertigten eine Nachtlampe mit einem schmalen Stücke Korkzapfen, durch den wir einen dünnen Docht steckten. Diese schwache Helle reicht mir für meine Arbeit hin, und sie erheitert den Großvater. In Zukunft werden wir uns dieser Nachtlampe bedienen, und unsere größere Lampe kaum mehr anzünden; denn ich sehe nun, daß ich im Nothfalle auch dabei schreiben kann.

Ohne Zweifel würden die Personen, welche an die Beleuchtung selbst der bescheidensten Dorfwohnung in Winterabenden gewöhnt sind, unsere Sennhütte sehr düster finden; aber nach der Finsternis, in welcher wir so lange gelebt haben, ist es uns angenehm genug, einander zu sehen, und ohne im Finstern zu tappen, hin- und hergehen zu können.

Eine Lage Öl schwimmt auf einem halb mit Wasser gefüllten Glase, und auf diesem Öle glänzt unsere kleine Sonne. Wir stellten sie auf den Tisch, und bei ihrem Scheine ist es nicht unmöglich, die Gegenstände in unserer Küche zu erkennen. Dieses Zwieliht, dem ersten Scheine der Morgendämmerung ähnlich, lockt zur Sammlung der Gedanken und zerstreut die Traurigkeit; es erinnert mich manchmal an die ewigen Lampen in den Kirchen.

Nichts entgeht mir, was der Großvater thut; oft sehe

ich ihn die Hände falten, die Augen erheben oder sie auf mich richten. Ach! ich errate dann seine Gedanken, und ohne uns zu verabreden, erheben sich unsere Seelen mit einander zu Gott.

Den 10. Januar.

Mein Gott! Du hast es gewollt! . . . Ich bin allein mit dir, fern von der Welt! Also vorgestern war es Es ist mir unmöglich, fortzufahren und seinen Tod zu erzählen. Mein Papier ist ganz von Thränen benetzt.

Den 12. Januar.

Ja, heute ist der zwölfte Januar, zwei Tage sind verfloßen, seit ich die vorstehenden Zeilen schrieb Meine Vernunft kehrt zurück; sie wird, so Gott will, den Sieg davon tragen. Wenn ich nicht wüßte, daß der Herr in mir und um mich wohnet, so würde ich auch sterben, und zwar einzig und allein aus Furcht und Schrecken.

Den 13. und 14. Januar.

Den 7. Januar hatte ich mich voll Hoffnung zu Bette gelegt; Großvater schien mir besser als gewöhnlich; aber ehe ich eingeschlafen war, hörte ich ihn seufzen und stand sogleich auf. Ohne zu warten, daß er mich zu Hilfe rufe, kleidete ich mich an, zündete die Nachtlampe an, die schon bereit stand, und fragte den Kranken, was ihm fehle.

„Eine Dymnacht,“ sagte er zu mir; „es wird wie das vorige Mal sein, oder vielleicht! . . .“

Hier schwieg er still.

„Wollt Ihr ein Löffelchen voll Wein, lieber Großvater?“

„Nein, mein Kind, benege mir nur die Schläfe und reibe mir die Hände mit Essig . . . und . . . nimm die Nachfolge Christi. Lies, mein Kind, jene Stelle, die du kennst . . . ich habe aus Vorsicht ein Zeichen hineingelegt.“

Ich gehorchte, und nachdem ich ihm Hände und Schläfe mit Essig gerieben hatte, zündete ich die Lampe an, um besser dabei zu sehen; dann warf ich mich auf die Knie und las zitternd die angezeigte Stelle.

Es war der Anfang des neunten Kapitels im vierten Buche: „Herr, dein ist alles, was im Himmel und auf Erden ist. Ich will mich dir als williges Opfer hingeben und ewig in dir wohnen;“ bis zu den Worten: „Alles Gute, das in mir ist, bringe ich dir dar, obgleich es schwach und unvollkommen ist; laß es dir gefallen, es zu bessern und zu heiligen, mache es dir angenehm und mehr und mehr vollkommen, und führe mich zu einem guten und glücklichen Ende, obgleich ich träg, unnützig und der geringste der Menschen bin.“

Als ich an diese Stelle kam, unterbrach er mich, hieß mich näher kommen, nahm meine Hände in die seinigen und sprach ein Gebet, dessen Worte ich getreu aufzeichnen will, soweit ich mich derselben erinnere.

„Herr! im Augenblick, da ich vor dir erscheinen soll, dürfte ich nur an mein Heil denken, und müßte zittern

in Erwartung deines Gerichts. O vergieb mir, wenn meine Gedanken bei einem andern Gegenstand meiner Sorge verweilen. Du rufest mich zu dir, und dieses liebe Kind soll ich in der Einsamkeit zurücklassen! Du hast ihn von seinem Vater getrennt, und nun soll auch ich ihn verlassen.

„Ich zittere bei dem Gedanken an das, was er leiden soll; ich fürchte, sein Glaube ist schwach, und da wird es ihm an Vertrauen zu dir fehlen. Höre mich, o Herr, und gewähre mir meine Bitte! Laß mein Beispiel ihm nützlich sein, laß ihn, wenn er in Frieden mich sterben sieht, lernen, so zu leben, wie ich sterbe.

„Ach! ich hatte den Wunsch, mit ihm vom Berge hinunter zu steigen, und unsere Wälder und Gärten wieder zu sehen: Du hast es mir nicht vergönnt; aber laß meinen Enkel sie wiedersehen. Gib ihm dazu die nötige Festigkeit und Klugheit! Möge er nach meinem Tode das sein, was er während meines Lebens war, aufmerksam, ausdauernd, mutig! Möge sein Vater, mögen unsere Freunde keinen Anlaß haben, von mir zu sagen, daß ich ihn ins Verderben gestürzt habe, indem ich ihn hierher führte!

„Wenn er ihnen wiedergegeben werden soll, so preise ich mein Schicksal glücklich; denn ich fühle wohl, die Prüfung, welcher du ihn meinethwegen unterwirfst, wird heilsam für ihn sein; er wird niemals die Eindrücke vergessen, welche er in dieser Lage empfangen hat.

„Vergieb mir, o Herr, daß ich mich so lange mit ihm beschäftige; es ist ja nur deine Verherrlichung, die ich suche mitten in diesen Trübsalen, und das ewige Heil

meines theuren Ludwigs beunruhigt mich mehr als die Gefahren, welche sein Leben bedrängen.“

Das waren ungefähr seine Worte. Er sprach sie langsam, mit schwacher Stimme und mit öftern Unterbrechungen; dann ließ er mich die Gebete hersagen, die ich auswendig konnte; zuweilen führte er selbst Stellen aus der Bibel und Aussprüche unseres Heilandes aus dem Gedächtnis an und wiederholte sie mit einer Inbrunst und einer Ergebung, die mich Ströme von Thränen vergießen ließ.

Einen Umstand will ich noch anführen, der ja unbedeutend ist, doch aber meine Nahrung vermehrte. Bläschen, vielleicht überrascht, zu so ungewohnter Zeit Licht zu sehen, fing an zu schreien und wollte sich nicht beruhigen lassen.

„Armes Bläschen!“ sagte der Sterbende; „ich muß sie noch einmal liebkoosen. Geh hin und binde sie los, mein Kind, und führe sie hierher ans Bett.“

Ich that, was er wünschte, und das gute Tier stellte nach seiner vertraulichen Gewohnheit die beiden Vorderfüße auf den Rand des Bettes und schaute, ob es nichts zu lecken bekomme. Wir hatten sie nämlich gewöhnt, uns so einige Körner Salz aus der Hand zu fressen. Ich glaubte, dem Kranken eine Freude zu machen, indem ich ein wenig Salz in seine Hand that; Bläschen zögerte nicht, sich herbei zu machen und sie lange Zeit zu lecken.

Von dieser Zeit an sprach der Sterbende nicht mehr viel zusammenhängende Worte; er drückte bloß den Wunsch aus, daß ich bei ihm bleiben möchte, meine Hand in der

seinigen; ich fühlte zuweilen einen leisen Druck, und da ich seine Blicke verstand, so begriff ich, daß er seine letzten Kräfte zusammenraffte, um mir seine Zärtlichkeit auszudrücken und mir zu sagen, daß er nicht aufhören würde, bis zu seinem letzten Atemzuge an mich zu denken.

Ich richtete einige freundliche Worte an ihn; seine Blicke belebten sich, und ich sah, daß es ihm Freude machen würde, wenn ich fortführe. Ich neigte mich also über ihn, und mit der ganzen Festigkeit, deren ich fähig war, sagte ich zu ihm:

„Fahrt wohl! fahrt wohl! auf Wiedersehen in dem Himmel! Ich will alles aufbieten, Eure Lehren getreulich zu befolgen, um einst zu Euch in den Himmel zu kommen. Ich glaube an Gott, unsern Vater; ich glaube an die Barmherzigkeit und das Verdienst unseres Heilandes; seid außer Sorgen um mich, Ihr habt mich so gut vorbereitet, daß außer Gott ich niemand bedarf.“

Bei diesen Worten drückte mir der Großvater stärker die Hand, und indem er eine vergebliche Anstrengung machte, mir zu antworten, konnte er seine Freude nur durch einen Seufzer ausdrücken.

„Ich werde mich Eures Rates hinsichtlich meiner Erhaltung erinnern,“ fuhr ich fort. „Um Euretwillen will ich nichts vernachlässigen, was dazu beitragen kann, mir das Leben zu fristen und mich aus dieser Sennhütte zu erlösen. Fahrt wohl; mein lieber Großvater! Ach! im Himmel werdet Ihr meine Mutter und vielleicht auch meinen Vater schon finden: sagt ihnen, daß ich mich bemühen werde, ihrem Beispiele und dem Eurigen zu folgen. Gott sei mit Euch! Fahrt wohl!“

Noch einmal fühlte ich einen schwachen Druck seiner Hand; es war der letzte. Seine Hand erkaltete nach und nach und ließ die meinige sinken; ohne gewaltsame Anstrengung, ohne krampfhaftige Bewegung, ohne einen Seufzer auszustoßen, hauchte er seine Seele aus. —

Meine schrecklichsten Augenblicke seitdem waren nicht gleich anfangs. Erst als ich langsam wieder zu mir selbst gekommen war und mich in dieser öden Wohnung allein, an der Seite — eines Leichnams sah, erst dann fühlte ich einen unwillkürlichen Schauer, besonders als die Nacht wieder kam.

Am Morgen hatte ich Geistesgegenwart genug, die Uhr aufzuziehen und die Ziege zu melken; der Frost zwang mich, Feuer anzuzünden. Das beschäftigte mich; aber nachher fiel ich in ein düsteres Hinbrüten. Unglücklicherweise erhob sich abends ein ziemlich heftiger Wind, dessen Geheul mir schrecklich war.

Ich saß am Feuer und wachte beim traurigen Scheine der Nachtlampe, den Rücken dem Bette zugekehrt: allmählich fühlte ich einen kalten Schauer, der mich überlief; ich war nicht mehr Herr meiner Gedanken; meine Verwirrung stieg immer mehr, und sie hätte gefährlich für mich werden können, wenn mir nicht ein Mittel eingefallen wäre, ihr ein Ende zu machen, ein Mittel, von dem man eher hätte glauben können, daß es sie vermehren würde. Ich näherte mich dem Leichname, zuerst mit Scheu, dann mit Entschlossenheit, ich betrachtete ihn; ich erdreistete mich, ihn zu berühren. Das war ein peinlicher Anblick; dennoch hielt ich aus, ich kehrte wieder und wieder zu dem Leichnam zurück und bemerkte, daß mein Schrecken nach und nach sich verminderte.

Das Gesicht meines guten Großvaters war so ruhig und so sanft, daß es mir Thränen entlockte.

„Nein,“ sagte ich schluchzend, „die Hülle meines alten Freundes macht mir keine Furcht.“

Aber meine Angst begann von neuem, sobald mir der Schlaf kam; in meinem Alter widersteht man demselben nicht. Soll ich mich neben den Leichnam legen? Meine Entschlossenheit ging nicht so weit und, ich muß es gestehen, ich suchte eine recht armselige Hilfe gegen die abergläubische Furcht, die wieder anfing, mich zu plagen: ich flüchtete mich zu Bläßchen, die Wärme, die Bewegung und das Leben, welche ich bei diesem armen Tiere fand, das kleine Geräusch, das sie machte, indem sie wiederkante, beruhigten mich ein wenig.

Aber sobald die Nachtlampe erloschen war, warum fing ich da wieder an, an allen Gliedern zu zittern? Armes Kind! welche Sicherheit findest du denn in diesem schwachen Lichte? Dein Hauch löscht es aus, deine Hand zündet es an, sein Leben hängt von deinem Willen ab, und deine Ruhe hängt an dieser Flamme!

Endlich hatte der Allmächtige, den ich anrief, Erbarmen mit mir; er ließ mir etwas mehr Ruhe zukommen, und ich schlief fest ein.

Den andern Tag, sobald ich erwachte, fingen wieder die Kämpfe des vorigen Tages an; ich beschäftigte mich so viel als möglich mit der Ziege und mit meinen andern Hausarbeiten, und ging besonders oft zu dem Leichnam; ja ich hielt selbst geraume Zeit dieses ehrwürdige und teure Haupt in meinen Händen. Je mehr mein Schrecken

schwand, desto mehr wuchs meine Traurigkeit, und ich war mit dieser Aenderung nicht unzufrieden.

Dann richteten sich meine Gedanken auf die Vererdigung, und ich erinnerte mich, was Großvater mir darüber gesagt hatte. Es zeigten sich aber Schwierigkeiten, die mir eine unbegreifliche Furcht machten. Doch für den Augenblick verbannte ich alle diese Gedanken. Mein Großvater hatte einst mit mir, und ich glaube selbst aus geheimer Absicht, über die Gefahren zu frühzeitiger Vererdigungen gesprochen; ich beschloß also, so lange zu warten, bis die Natur mich zwingen würde, dem Leichnam diese letzte Pflicht zu erweisen. Der tiefe Schmerz, welchen der Tod meines Großvaters mir einflößte, ließ in meinem Herzen den feigen Wunsch nicht aufkommen, sobald als möglich einen so widrigen Anblick von mir zu entfernen.

Der Augenblick, mich dem Schlumme wieder zu überlassen, war fast eben so peinlich als den Tag zuvor. Um mir ein wenig Mut zu machen, fiel ich auf den Gedanken, einige Tropfen von dem Weine zu trinken, welchen der Verstorbene nur zu sehr gespart hatte.

Nachdem ich in sein Glas so viel gegossen hatte als mir nötig schien, ergriff mich ein schmerzliches Gefühl, ehe ich es an die Lippen brachte. „Unnütze Hilfe!“ sagte ich zu mir selbst und erinnerte mich, mit wie viel Vergnügen ich meinen lieben Großvater den Wein zum ersten Mal kosten sah. Das Ungewohnte geistiger Getränke und das äußerste Bedürfnis, das ich fühlte, mich nach so vielen Prüfungen zu stärken, machten, daß der Wein kräftig wirkte. Ich hatte wieder eine gute Nacht.

Den 10. Januar versuchte ich, mein Tagebuch zu schreiben; es war mir aber unmöglich fortzufahren; dennoch war ich diesen Tag vom frühen Morgen an in leidlicher Stimmung. Das Gebet flößte mir Mut ein; meine Einbildungskraft beruhigte sich nach und nach, und wie es mir mein Großvater vorausgesagt hatte, die Furcht wich dem Schmerze.

Wie viele Thränen vergoß ich auf deinen Leichnam, mein würdiger Freund! Und doch sah ich die bleichen Spuren des Todes darauf. Mein Gefühl hätte sich dagegen empört, wenn mein Herz weniger beschäftigt gewesen wäre. Umsonst wurde ich daran gemahnt, daß es dringend wäre, für das Begräbniß zu sorgen; ich dachte nur an die Mittel, diese grauererregenden Überbleibsel zu bewahren. Endlich erinnerte ich mich des göttlichen Willens, welcher so ausdrücklich in der heiligen Schrift ausgesprochen ist und so ganz mit der Vernunft und der Natur übereinstimmt: Der Leib muß wieder zur Erde werden, davon er genommen ist.

Ich nahm mein Werkzeug und öffnete die Thüre der Milchkammer. „So,“ sagte ich zu mir selbst, „gehst du von Amt zu Amt. Nachdem du Krankenwärter und Arzt gewesen bist, mußt du jetzt Totengräber sein! Du selbst mußt die Dinge thun, deren Anblick die Verwandten gewöhnlich vermeiden.“

Die ersten Streiche meiner Hacke erschreckten mich; ich war gezwungen, inne zu halten. Nicht meine Arme versagten mir den Dienst, aber mein Geist verwirrte sich, und das raubte mir die nötige Kraft. So oft ich in den Boden hieb, antwortete der Widerhall im Gewölbe,

daß wie ein Keller ausgemauert war. Ich mußte mich an dieses Geräusch gewöhnen, und ich arbeitete den ganzen Tag an einem Werke, das mich kaum zwei Stunden hätte kosten sollen.

Der Boden war sandig und leicht, und zuletzt konnte ich ihn mit der Schaufel wegnehmen, ohne daß es nötig war, ihn aufzuhauen. Die Leichtigkeit, mit der ich arbeiten konnte, veranlaßte mich, eine tiefe Grube zu machen; denn, sagte ich zu mir selbst, ich will mein Möglichstes thun, damit der Leichnam vor Raubtieren geschützt sei. Übrigens erforderten selbst Gesundheitsrückfichten, daß das Grab tief sei, damit kein böser Geruch aus dem Ort aufsteige, wo es gemacht werden mußte. Ich setzte also meine traurige Arbeit fort, bis ich aufrecht drin stehend nicht mehr darüber hinaussehen konnte.

Es schlug zehn Uhr. Die Nacht war gekommen und mit ihr die schwarzen Gedanken. Denn ohne hinaussehen zu können, machte die Vorstellung, daß es draußen finster sei, mir in der Sennhütte den traurigen Eindruck der Nacht. Um den übeln Geruch, der sich verbreitete, zu vertreiben, kam ich auf den Einfall, Heu zu verbrennen, und mit Essig zu räuchern. Aber die Ziege wurde davon beunruhigt. Ihr beständiges Niesen erinnerte mich, daß die Vorsichtsmaßregeln, die ich für mich traf, sie belästigten, deshalb hörte ich auf.

Die starke Bewegung, die ich mir gemacht hatte, bewirkte, daß ich bald einschlief. Mein Schlummer wurde nur einige Augenblicke von den Liebkosungen Bläschens unterbrochen, welchem es sehr wohl bei mir zu gefallen schien, und welches sich nicht weigerte, mir zum Kopfstützen zu dienen.

Den 11. Januar Morgens beim Erwachen war mein erster Gedanke, mein trauriges Geschäft zu vollenden, und nachdem ich die Lampe angezündet hatte, fühlte ich, daß mir der Mut wieder sank. Ich mußte nochmals meine Zuflucht zu Mitteln nehmen, die ich nicht hätte nötig haben sollen. Statt, wie gewöhnlich, Milch und Kartoffeln zum Frühstück zu genießen, nahm ich ein wenig Brot und Wein, und diese Nahrung gab mir die nötige Stärke, so benützte ich diesen Augenblick ohne Verzug. Ich hatte schon zum Voraus mir ausgedacht, wie ich die Beerdigung vornehmen könnte, und den Abend vorher alles bereitet. Legte also auf zwei Schemel neben das Bett ein ziemlich breites und langes Brett, daselbe, durch dessen Herabfallen ich die Nachfolge Christi gefunden hatte. Dann stieg ich auf das Bett, und indem ich ein Seil unter den Achseln des Leichnams durchzog, gelang es mir, das obere Ende des Verstorbenen auf das Brett zu schieben. Eben so leicht ging es mit dem untern Ende. Dann band ich den Leichnam auf dem Brette fest, und als ich ihn so daliegen sah, die Hände auf der Brust gekreuzt, willenlos, schlaff, und das Haupt traurig auf die Seite geneigt, zerschmolz ich in Thränen, und fing laut an zu schreien.

„Mein Großvater! . . . Ihr verlaßt mich? Ihr hört mich nicht? Ihr wollt mir nicht mehr antworten!“

Ich weiß nicht mehr all die thörichten Worte, die ich damals in meiner Verwirrung an den toten Körper richtete. Sie hätte vielleicht länger gedauert, wenn ich einen Tröster bei mir gehabt hätte. Alles, was man mir in diesem Falle gesagt hätte, würde meinen Schmerz ge-

reizt und vermehrt haben; aber da ich diese kalte Hülle so gefühllos für meine Klagen und meine Handlungen sah, so gab mir ihre Unbeweglichkeit bald die Ruhe wieder.

Ich hatte zwei Walzen gerüstet, die ich gehörig niederlegte, und indem ich vorsichtig den Schemel wegzog, welcher den untern Teil des Leichnams unterstüzte, brachte ich das Ende des Bretts sachte auf den Boden. Trotz meiner Anstrengung ging es mir nicht so gut mit dem andern Ende, und als der Leichnam etwas hart auffiel, verursachte mir das ein Herzklopfen, das mich noch einmal zwang, inne zu halten.

Mein lieber Großvater, als Ihr mir einst vor unsrem Hause die Unterweisung gabt, wie man einen schweren Gegenstand auf Walzen fortschaffen könne, dachten wir nicht daran, daß ich Eure Lehren bei einer so traurigen Gelegenheit in Anwendung bringen müßte. Die Erinnerung an das, was Ihr mir damals sagtet, kam mir lebhaft zu Sinn; ich glaubte, Euch noch immer zu hören; und als beim Fortrücken dieser traurigen Bürde das Haupt des Leichnams sich bewegte, als ob er mir Zeichen des Beifalls geben wolle, wurde ich so ergriffen, daß ich die Augen abwandte, wie es die Leute thun, welche am Rande eines Abgrundes stehen und Furcht vor dem Schwindel haben.

Ich hatte den Weg geebnet und der Leichnam war bald an Ort und Stelle. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, ihn hinabfallen zu lassen, ich konnte mich aber nicht dazu entschließen, ihn mit so wenig Schonung zu behandeln. Zwei kleine Bretter quer übergelegt, erhielten ihn über dem Grabe. Nachdem ich das, auf welchem

die Füße ruheten, weggenommen hatte, kam der Körper durch einen nochmaligen Fall, den ich nicht sanfter machen konnte, in eine schiefe Lage; dann band ich einen Strick an einen in den Boden geschlagenen Pfahl und mit Hilfe desselben ließ ich meinen armen Großvater langsam hinunter in seine Ruhestätte.

Alle Schwierigkeiten waren nun überwunden; was mir nun noch zu thun übrig blieb, machte mir keine Unruhe mehr; ich konnte mich ganz meinem Schmerze hingeben. Ich setzte mich auf den Erdhügel, den meine Hände aufgeworfen hatten, und weinte lange neben diesem offenen Grabe. Ich konnte mich nicht dazu entschließen, die ersten Schaufeln voll Erde hinabzuwerfen.

Ehe ich diese traurige Pflicht erfülle, sagte ich zu mir selbst, will ich noch einmal meine Gedanken zu Gott erheben und inbrünstig beten. Ich kniete nieder und suchte alles, was ich von Gebeten und Bibelstellen wußte, die mir für diesen feierlichen Augenblick passend schienen, in meinem Gedächtnisse aufzufrischen. Ich nahm die Nachfolge Christi; ich kannte das Buch so gut, daß es mir nicht schwer fiel, Stellen darin zu finden, wie sie mir für den Augenblick passend schienen.

O mein seliger Großvater! ich allein war nun des Trostes bedürftig, und mit einer Freude, die dem Entzücken nahe kam, las ich in Gegenwart deiner sterblichen Überreste das Kapitel: „Der gerechte und friedfertige Mann,“ und das: „Über die Reinheit des Herzens und die Einfalt der Gesinnung.“ So viele Züge paßten auf dich, daß es mir beinahe vorkam, als ob der Verfasser dein Bild habe entwerfen wollen.

„Fanget damit an,“ sagt er, „Frieden in euch selbst zu stiften, so ihr ihn den andern bringen wollt.“

Das hast du ja auch gethan, o du gerechter und guter Mann, und dein Friede zog auch in mein Herz.

„Der Friedfertige leistet seinem Nächsten mehr Dienste als der Weise,“ sagt die Nachfolge.

Ich kann mir nicht vorstellen, was deinem Wissen fehlte, obgleich ich dich hundert Mal von deiner Unwissenheit sprechen hörte; aber du warst so wohlwollend und so sanft, daß du mir den heißen Wunsch eingeflößt hast, dir meine Liebe durch meine Folgsamkeit zu beweisen, und meine Folgsamkeit durch meine Fortschritte zu zeigen.

„Wenn ihr gut und rein im Innern wäret,“ spricht das Buch, „so würdet ihr einen Himmel ohne Wolken haben und alle Dinge verstehen. Ein reines Herz durchschaut den Himmel und die Hölle. Jeder beurteilt die äußern Dinge nach seiner innern Stimmung.“

Du warest gut und rein, mein Großvater, auch lafest du leichter und besser in meinem Herzen als ich selbst. Gewiß hast du mich oft strafbar gefunden und doch war deine Nachsicht noch größer als deine Einsicht. Du kanntest mich genau und doch hörtest du nicht auf, mich zu lieben.

In solchen und ähnlichen Worten ergoß sich mein Herz voll inniger Liebe. Es war mir, als ob ich der Einsamkeit entränne, indem ich mit lauter Stimme sprach. Das Buch antwortete mir und unterhielt meine Nahrung. Doch endlich fühlte ich mich erschöpft und schob die Beerdigung meines Großvaters nicht länger auf. In einem Augenblicke war das Grab ausgefüllt. Den übrigen Teil

des Tages brachte ich damit zu, folgende Inschrift auf ein Täfelchen aus Horn zu graben:

„Hier ruhen die Gebeine von Peter Ludwig Lopraz; gestorben in der Nacht vom 7. auf den 8. Januar 18... in den Armen seines Onkels Ludwig Lopraz, der ihn selbst begraben hat.“

Ich nagelte das Brettchen an einen Pfahl, den ich in den Erdhügel steckte; dann verschloß ich die Thüre und ging wieder in die Küche, wo ich niemand mehr zur Gesellschaft hatte als die Ziege.

Aber obgleich ich mich wohler fühlte, seit der Leichnam nicht mehr auf dem Bette lag, so sah ich doch wohl, daß ich noch nicht alle Schwachheit überwunden hatte. Ich entschloß mich, sie zu bekämpfen. Sie hatte mich dazu gebracht, die Thüre der Milchammer mit dem Schlüssel zuzumachen; sogleich stund ich auf, um sie wieder zu öffnen und sie nur mit der Klinke zu schließen. Auch gelobte ich mir selbst, das Grab häufig zu besuchen und zwar immer ohne Licht. Seit zwei Tagen thue ich das auch; abends und morgens gehe ich hin, um mein Gebet da zu verrichten.

Der vorgestrige Tag schien mir leer und ermüdend. Die dringenden Sorgen, die mich bisher beschäftigt hatten, erheischten nicht mehr die gleichen Anstrengungen, und ich mußte gegen mich selbst kämpfen. Ich suchte in der Arbeit eine Zerstreuung; aber was ich auch that, in allem waren meine Gedanken mit mir selbst beschäftigt, und ich konnte es nicht dahin bringen, aus mir selbst herauszutreten. Abends versuchte ich zu schreiben, aber es war mir unmöglich.

Gestern, den 13., fiel mir ein, das Tagebuch von vorn an zu lesen. Dieses Lesen ergriff mich sehr; aber ich muß doch sagen, daß es mir sehr wohl that, indem es mir mit neuer Kraft die Lehren und Tugenden meines Großvaters ins Gedächtnis zurückrief. Sobald ich geendigt hatte, fühlte ich das Bedürfnis, meinen Schmerz in diesem Tagebuch auszugießen, das ich auf sein Zureden begonnen hatte. Den gestrigen Tag und den heutigen brachte ich damit hin, das traurige Ereignis zu erzählen, das meinem Schicksal eine so schmerzliche Wendung gegeben hat.

Den 15. Januar.

Ja, mein Schicksal hat sich sehr verändert, und ich bemerke es jeden Tag mehr. Ich besaß einen Freund, und wagte doch, mich zu beklagen! Ach! damals verglich ich meine Lage mit meiner früheren; sehr wünsche ich nun den Zustand zurück, der mir früher drückend war. Gott straft mich dafür, daß ich unzufrieden war. Ich bin allein! Ich bin allein! Dieser Gedanke verfolgt mich unaufhörlich.

Den 16. Januar.

Ich habe den ganzen Tag in derselben Stimmung zugebracht. Seit dem frühen Morgen fühle ich mich matt und entnütigt, und ich hätte mich eben so verzweifelt niedergelegt als gestern Abend, ohne einen Vorfall, in welchem ich zwar kein Wunder sehen kann, da er ganz natürlich ist, der mir aber als ein Wink der Vorsehung erscheinen muß.

Den ganzen Abend war ich in dumpfes Hinbrüten versunken und hatte eben das Feuer ausgelöscht, um die

Nachtlampe anzuzünden, da hörte ich ein Knistern im Schornsteine. Es war ein Stück Mörtel mit Ruß überzogen, welches herabgefallen war. Der Ruß hatte sich entzündet und verbreitete einigen Geruch, und ich trat unter den Schornsteinkanal, um den Zustand desselben zu untersuchen und über meine Sicherheit zu wachen. Während ich, das Haupt aufwärts gebeugt, an den Wänden hinauf sah, um Spuren des Feuers zu entdecken, zeigte sich plötzlich ein glänzender Stern über der Öffnung des eisernen Rohres und ich sah ihn langsam darüber wegziehen.

Diese Erscheinung dauerte nur einen Augenblick, reichte aber hin, mich tief zu ergreifen. Also eine der Sonnen, welche der Schöpfer in den Raum gesäet hat, läßt bis zu mir herab ihre Strahlen leuchten und besucht mich in der Tiefe meiner Gruft! Sie erzählt mir von der Allmacht Gottes! Sie ruft mich auf zur Anbetung und zur Hoffnung! Ich folgte diesem Rufe, ich fiel auf die Kniee, und zum ersten Male seit mehreren Tagen fand ich in meinem Herzen jene Inbrunst, welche mein Großvater darin angezündet hatte.

Den 17. Januar.

Wie schwer ist es doch, den heilsamen Eindruck zu bewahren und zu erhalten, welchen ein gutes Gefühl in uns erzeugt! Ich hatte mich voll Freude niedergelegt und stand eben so mutlos als früher wieder auf. Ich erinnerte mich ungefähr der Stunde, in welcher ich den Stern gesehen hatte, und ich hoffte, ihn heute wieder zu sehen; aber sei es, daß er seine Stellung verändert hatte, sei es, daß der Himmel bedeckt war, ich sah ihn nicht.

Den 18. Januar.

Während meine Seele umsonst die Nahrung suchte, die sie verloren hat, habe ich einen Überfluß an leiblichen Gütern, welcher mich zwar nicht freut, aber doch vor Nahrungsforgen schützt. Von dem Reste Ziegenmilch, den ich nicht genieße, mache ich jeden Tag einen kleinen Käse; ich thue das weniger aus Vorsorge, als vielmehr um mich zu zerstreuen. Ich kann mich nicht an die Einsamkeit gewöhnen; umsonst bestrebe ich mich, den Schlaf herbeizurufen und zu fesseln, die Tage scheinen mir kein Ende zu haben.

Den 19. Januar.

Ich schreibe bloß, um zu schreiben. Mit was soll ich auch das Tagebuch ausfüllen? Wenn es getreu sein soll, so muß es entsetzlich traurig sein. Ich mache den Versuch wie früher, die Feder zu ergreifen und ein wenig meinen Geist zu beschäftigen. Vergebliche Mühe! Ich kann mich meinem Hinbrüten nicht entreißen.

Den 20. Januar.

Mein Mißbehagen hat den höchsten Grad erreicht. Meine erste Unruhe, als wir Gefangene wurden, mein Schrecken, als die Wölfe uns anzugreifen drohten, die traurigen Szenen des Todes und des Begräbnisses meines Großvaters waren mir nicht so peinlich als die Niedergeschlagenheit, die mich jetzt ergriffen hat. Es ist die Langesweile, die ich fühle. Ich kannte diese Qual noch nicht, eine Qual, gegen die sogar das Gebet nichts vermag.

Den 21. Januar.

So lange die Ziege eine Hand findet, die sie nährt, wird sie die Lücken um sich her nicht bemerken; ich genüge ihr, wie mein Großvater oder jeder Fremde es gethan hätte. Sie bedarf meiner, ohne es zu wissen; sie benützt meine Hilfe, ohne sie zu erkennen; oft bin ich in Versuchung, ihr das vorzuwerfen. Welche Thorheit! Man kann ja nicht undankbar sein, wenn man keine Vernunft hat.

Aber ich, der ich von diesem göttlichen Lichte erleuchtet bin, brauche ich es auch, wozu es Gott mir gab? Bin ich dankbarer als dieses unwissende Tier? Ach, ich Unglücklicher, weiß ich mich doch kaum vor Murren und Verzweiflung zu bewahren.

Den 22. Januar.

Das Datum will ich wenigstens in mein Tagebuch aufzeichnen. Keine andere Erinnerung läßt mir ja dieser Tag. Was ist aus mir geworden?

Den 23. Januar.

Beinahe wäre ich eines plötzlichen und schrecklichen Todes gestorben, und wäre mitten in meiner strafbaren Niedergeschlagenheit von ihm überrascht worden. Soll ich das auch noch ein Wunder heißen? Warum bekümmert sich doch mein Herz und sucht zu ergründen, wie Gott handelt? fühlt es doch die Hilfe, die von Ihm kommt!

Ich hatte seit einigen Tagen bemerkt, daß das Wetter viel milder geworden sei; ich bedurfte weniger Feuer und der Rauch stieg schwerfälliger hinauf. Heute gegen zwei

Uhr nachmittags hörte ich ein dumpfes Geräusch, wie das Rollen des Donners; es näherte sich rasch, wurde schrecklich, und plötzlich fühlte ich einen gewaltigen Ruck.

Ich stieß ein Geschrei aus. Einige Hausgeräte waren umgefallen; dicker Staub erfüllte die Küche; an dem Krachen der Balken erkannte ich, daß die Sennhütte einen heftigen Stoß erlitten habe, doch blieb alles um mich her in guter Ordnung.

Ich machte die Runde in den andern Theilen des Hauses. Kaum trat ich in den Stall, so bemerkte ich die schrecklichen Spuren des Ereignisses; viele abgefallene Stücke Kalk bedeckten den Boden; die Mauer war gewichen, es war augenscheinlich, daß sie nicht mehr in dem Senkel war, aber sie stand noch aufrecht; auf der Seite des Berges war ein Teil des Dachstuhl's zertrümmert. Das war alles, und ich mußte daraus schließen, daß die Masse, welche diesen Schaden verursacht hatte, an der Sennhütte stehen geblieben sei. War es ein Felsen, der von der steilen Höhe herabgefallen, oder war es eine Lawine, welche sich ein wenig oberhalb durch das milde Wetter gebildet hatte und nun nicht Kraft und Ausdauer genug besaß, das Hindernis zu überwinden?

Mein Schrecken war groß, er dauert noch immer fort; ich danke inbrünstig dem Allmächtigen für die Ermahnung, deren Er mich gewürdigt hat. Möge mein Herz wachsam sein und nicht mehr einschlafen! Ja, ich erkenne es, diese neue Prüfung war notwendig. Ich hatte mich einer feigen Mutlosigkeit hingegeben, jetzt bin ich glücklich davon erlöst, und ich will auf dem Grabe meines Großvaters Gott dafür danken.

Den 24. Januar.

Der Herr will nicht, daß ich noch einmal einer trostlosen Langeweile anheimfalle, Er schickt mir neue Ursachen zur Unruhe; die Ziege giebt weniger Milch. Schon seit einigen Tagen hatte ich es zu bemerken geglaubt; jetzt kann ich nicht mehr daran zweifeln.

Den 25. Januar.

Mein Großvater hat gewiß den Fall vorhergesehen, daß ich allein sein würde, und gab mir deshalb einige Ratschläge, um mich aus der Verlegenheit zu ziehen. Er sagte mir eines Tages: „Was würden wir thun, wenn die Ziege aufhörte, uns Milch zu geben? Wir müßten uns dann notwendigerweise entschließen, sie zu schlachten, um uns mit ihrem Fleische zu nähren.“

Dann gab er mir einige Erläuterungen über die Art, wie wir es machen müßten, um das Fleisch aufzubewahren.

Werde ich wohl zu dieser grausamen Notwendigkeit gezwungen sein?

Den 26. Januar.

Wenn die Dinge nicht schlimmer werden, so kann ich ohne Unruhe sein. Die Ziege giebt mir noch Milch genug zu meiner Nahrung. Ich kann zwar keine Käse mehr machen; aber ich habe ja deren einige noch im Vorrat. Ich habe nachgesehen, was mir an andern Nahrungsmitteln übrig bleibt, und den ganzen Tag brachte ich damit zu, auszurechnen, für wie lange sie hinreichen würden,

wenn ich nichts anderes hätte. Sie reichen aber freilich kaum auf vierzehn Tage.

Den 27. Januar.

Die Milch nimmt ab und die Ziege wird fett. So bereitet sich also dieses arme Tier vor, mich mit seinem Fleische zu nähren, im Falle seine Milch mir ausginge.

Den 30. Januar.

Ein einziger Gedanke beschäftigt mich jetzt: Werde ich wohl in die Notwendigkeit versetzt werden, mich zum Schlächter zu machen? Werde ich, um mein trauriges Leben zu erhalten, das gute Tier schlachten müssen, welches mich bisher genährt hat? Ich bekomme nur noch eine halbe Portion Milch jeden Tag.

Den 1. Februar.

Gestern hat die Milch sich nicht vermindert, aber das kam mir teuer zu stehen; ich hatte der Ziege dreifaches Maß Salz gegeben; sie hatte mehr getrunken als gewöhnlich, ich erkannte das beim Melken. Unglücklicherweise wäre es mir unmöglich, so fortzufahren; denn wenn ich das arme Bläßchen schlachten muß, so ist mir das Salz notwendig. Bläßchen schlachten!...

Heute war ich sparsamer mit dem Salze, auch bekam ich weit weniger Milch.

Den 2. Februar.

Ich hatte sagen hören, daß die zu fetten und zu gut genährten Hühner weniger Eier legen, und diesen Morgen fiel mir ein, der Ziege weniger Heu zu geben, indem ich glaubte, daß das eine ähnliche Folge haben würde. Es gelang mir aber sehr schlecht. Weniger gut genährt, gab sie auch weniger Milch als den Abend vorher. Dazu hatte ich noch den Kummer, sie die Hälfte des Tages traurig meckern zu hören.

Den 3. Februar.

Ich habe einen neuen Versuch gemacht, welcher aber eben so nutzlos als der gestrige war. Ich habe Bläßchen zwingen wollen, Stroh statt des Heues zu fressen, indem ich mir einbildete, daß vielleicht diese veränderte Lebensweise die gewünschte Wirkung hervorbringen würde. Die Ziege war nur sehr schwer zu dem zu bringen, was ich wollte, und sei es aus Verdruß, sei es aus Unvermögen, sie gab mir nur einige Tropfen Milch.

Den 4. Februar.

Ich will sie nicht mehr plagen; wenn ich sie doch schlachten muß, so will ich ihr wenigstens das Leben bis zum letzten Augenblicke angenehm machen. Heute habe ich sie reichlich gefüttert; auch zeigte sie sich als bessere Nährerin. Aber ich glaube nicht, daß das so fort dauert; ich will die Natur walten lassen.

Den 7. Februar.

Umsonst habe ich heute abwechselnd gebetet und gearbeitet. Gott erhört mich nicht; Er weiß besser, was mir gut ist, und ich will mich in seinen Willen ergeben. Würde es mir ziemen zu murren, wenn ich die stille Freude dieses armen Tieres sehe, daß ich doch für mich schlachten will? Es lohnt sich nicht der Mühe, Bläschen zweimal des Tages zu melken; ich wartete bis zum Abend, um ein wenig mehr Milch auf einmal zu bekommen; aber sie läßt sich nur ungern nahe kommen. Ich thue ihr weh, indem ich das Guter zu sehr drücke. Der Naturtrieb sagt ihr, daß ich sie schlecht behandle; sie schlägt aus und weigert sich, mir das Wenige zu geben, was ihr übrig bleibt. Ach! wenn ich sie belästige, geschieht es ja nur, um ihr den tödlichen Streich zu ersparen, der ihrer wartet.

Den 8. Februar.

Ich will meine Schwachheit bekennen: Heute vergoß ich Thränen, als ich vergebens versuchte, die Ziege zum letztenmale zu melken. Als sie sah, daß ich innehielt, betrachtete sie mich mißtrauisch, als ob sie vor einem neuen Versuche sich hüten wolle. Da schlenderte ich den Kübel weg, setzte mich traurig neben das arme Tier, umfaßte es mit den Armen und weinte bitterlich.

Doch fuhr sie fort zu fressen und sah sich nach mir um, gleich als wollte sie mich mit ihren Blicken lieblosen. Man sagt gewöhnlich, eine Ziege sei der ergebenen Anhänglichkeit, die ein Hund hat, nicht fähig; aber bei Bläschen ist das anders. Sie ist gar freundlich gegen

ihren Gefährten und erwartet, daß ich sie auch ferner pflege und nähre; und doch soll ich ihr das Messer in die Kehle stoßen! Ach, welche Qualen werde ich ihr aus Unerfahrenheit verursachen müssen, wie wird sie unter meinen Stößen zucken!

Gott hat dem Menschen die Tiere zur Nahrung gegeben, ich weiß es; aber das heißt doch nicht, ihn beleidigen, wenn man sich gegen diejenigen anhänglich bezeugt, welche unsere Wohlthäter waren, und die er mit so gewinnender Sanftmut ausgestattet hat. Ich werde so weit als möglich den Augenblick dieses grausamen Opfers hinauszuschieben suchen. Es bleiben mir noch einige Nahrungsmittel, und ich will sie bestens sparen.

Den 12. Februar.

Es ist mir unmöglich mitten unter den Angsten, in denen ich lebe, mein Tagebuch genau zu führen. Die Lebensmittel nehmen ab; ich kann mich nicht auf noch kleinere Portionen beschränken, ohne meine Gesundheit aufs Spiel zu setzen; Bläschen wird immer fetter und scheint sich mir als beste Speise anzubieten; aber ich kann mich nicht darüber freuen. Noch niemals habe ich sie so mit Liebkosungen überhäuft, und die Notwendigkeit wird immer peinlicher, zu der ich wohl bald gezwungen sein werde.

Den 13. Februar.

Ich habe das ganze Haus aufs neue durchsucht, ich habe sogar an mehreren Orten in der Erde nachgegraben,

um wo möglich irgend einige versteckte Borräte zu entdecken. Durch diese starke Bewegung habe ich aber nichts gewonnen, als daß ich mir den Hunger nur gereizt habe. Der Gedanke, ihn bald nicht mehr befriedigen zu können, macht ihn, glaube ich, von Tag zu Tag heftiger.

Ich sagte zu mir selbst: „Nach einigen Tage Ruhe kommt vielleicht der Ziege die Milch wieder.“ Es war aber nicht sehr wahrscheinlich; denn das vormals so straffe und volle Euter war jetzt zusammengeschrumpft; dennoch versuchte ich, einige Tropfen herauszupressen; aber vergebliche Mühe!

Den 17. Februar.

Seit gestern Abend ist die Kälte so empfindlich geworden, daß das Feuer beständig unterhalten werden muß. Bei diesem Wetter wäre es gewiß ein leichtes, das Fleisch meines armen Opfers im Stalle aufzubewahren, wo es so hart gefriert; allein das Wetter kann milder werden. Ich muß mich also unverzüglich entschließen; es bleibt mir nur noch der nötige Vorrat Salz, um mein Amt als Fleischer zu verwalten.

Den 18. Februar.

Die Kälte ist schneidend; sie ruft mir die Wölfe ins Gedächtnis zurück. Nichts hindert sie nun, das Gebirg zu durchstreifen. Mein Gott, in der traurigen Lage, in welcher ich mich befinde, ist dieses der einzige Tod, vor dem ich mich fürchte. Wenn es heute dein Wille wäre, daß eine Lawine mich verschüttete, so würde ich den Tod als einen Erlöser begrüßen.

Den 20. Februar.

Ich habe einen großen Entschluß gefaßt! Ich will morgen die Sennhütte verlassen. Ehe ich aber mein Leben aufs Spiel setze, will ich noch in diesem Tagebuche, das ich auf dem Tische zurücklasse, erzählen, wie ich dazu kam.

Gestern Morgen weckte mich Bläßchens Meckern aus einem furchtbaren Traume. Ich sah mich mit blutigen Händen die zuckenden Glieder des armen Tieres zerstückten, das Haupt lag vor mir, und dennoch hörte ich, wie aus der Kehle ein schmerzhaftes Wimmern hervordrang. Es war das wirkliche Meckern der Ziege, das meine Ohren im Schlafe vernommen hatten. Ich wachte auf, das Gesicht mit Thränen benetzt. Welche Freude für mich, Bläßchen noch am Leben zu sehen! Ich lief zu ihr, sie liebte mich mehr als gewöhnlich . . . Meine Freude war nicht von langer Dauer; ich dachte daran, daß meine Lebensmittel nur noch auf zwei Tage hinreichten: ich mußte mich entschließen. Ich nahm ein Messer und ging hin, um es auf dem Herde zu wegen. Ich war in Verzweiflung; es schien mir, als ob ich einen Mord begehen wolle, und da ich wankend hinschritt, um Bläßchen den tödlichen Streich zu versetzen, hielt ich, von Gewissensbissen ergriffen, ein.

Meine Hände waren starr vor Frost: das bestimmte mich, eine Handlung noch zu verschieben, gegen die ich so viel Widerwillen hatte; ich machte ein gutes Feuer und fing an zu überlegen, indem ich mich wärmte. Wenn die Wölfe über den Schnee laufen können, sagte ich plötzlich zu mir, warum sollte ich es nicht auch können?

Dieser Gedanke machte mich vor Freude zittern; dann ergriff mich wieder die Furcht. Ich sollte mich diesen hung- rigen Tieren preisgeben, und um Bläßchen nicht zu schlachten, sollte ich mich selbst in Gefahr setzen, den Wölfen zur Beute zu werden!

Und, wenn ich die Ziege schlachte, fuhr ich fort, weiß ich denn, ob das Fleisch mir bis zum Augenblicke meiner Befreiung hinreichen wird? Oft schon sah ich den Jura ganz weiß bis weit in den Sommer hinein; ich darf also die Gelegenheit, die sich mir darbietet, nicht verlieren, während der Schnee noch gefroren ist! . . .

Ein Angriff von seiten der Wölfe während der Heimfahrt ist ziemlich unwahrscheinlich; denn wenn ich gehe, so wird die Fahrt schnell, weil ich im Schlitten hinabfahren will! . . .

Bei diesem Gedanken sprang ich auf. Mein Ent- schluß war gefaßt, und sogleich suchte ich ihn in Aus- führung zu bringen.

Zwei Tage genügten mir, um das Fuhrwerk zur Reise zu rüsten. Ich nahm das beste Holz, das mir übrig geblieben war. Die Schlittenkufen machte ich sehr breit, um das Einsinken zu verhüten. Die Ziege will ich hinten aufbinden, und ihr die Füße zusammenschürren, damit sie keine Bewegung machen kann; ich werde mich vorn hin- setzen. Durch die Spiele in meiner Kindheit bin ich daran gewöhnt, einen Schlitten auf steilen Abhängen zu lenken, und so hoffe ich, bald die Ebene zu erreichen, wenn mir kein Unfall begegnet.

Dennoch lege ich mich mit Herzklappen zu Bette. Mit Nüchternheit betrachte ich dieses Gefängnis, in welchem

ich so lange zu leiden hatte, und wo ich die Gebeine meines Großvaters lasse. Mit Schrecken denke ich an die Entfernung, welche mich von dem Dorfe trennt; aber ich werde mich nicht abschrecken lassen. Der Gedanke, mich bald über das Schicksal meines Vaters zu vergewissern, macht mich sehr ungeduldig. Der Schlitten steht bereit. Hier ist das Seil, mit welchem ich Bläschen die Füße zusammenbinden will; da ist die Garbe Stroh, die ihr zum Lager und Schutz dienen soll; vor mir liegt die Nachfolge Christi. Von diesem Buche will ich mich nicht trennen; es soll mir zum Leben oder zum Tode folgen. Mit ihm sage ich in diesem letzten Augenblicke:

Herr! ich habe gelebt bis zu dieser Stunde, damit Dein Ruhm offenbar werde, wenn Du nach so großer Trübsal mich erlösen wirst. Mögest Du, o Herr, mich daraus erretten; denn was kann ich thun, ich Armer, und wohin soll ich mich wenden ohne Dich? ... Hilf mir, o Gott, dann habe ich keine Furcht!

Den 2. März.

In dem Hause meines Vaters.

Ich bin bei ihm! Er hat mein Tagebuch gelesen, ich brauchte es nicht in der Sennhütte liegen zu lassen, und er wünscht jetzt sehr, daß ich den Schluß hinzufüge. Die Verwirrung, in der ich noch jetzt nach einer Woche glücklicher Wiedervereinigung mich befinde, wird mir kaum gestatten, die letzte Szene meiner Gefangenschaft in gehöriger Ordnung zu erzählen. Die Dinge kamen ganz anders, als ich erwartet hatte.

Den 21. Februar schien mir die Kälte noch strenger ich beschloß daher, keinen Augenblick zu verlieren. Um mit dem Schlitten ins Freie zu kommen, mußte ich ihm einen Weg öffnen; aber ich warf jetzt den Schnee in die Sennhütte hinein, und das machte die Arbeit leichter. Ich machte mich sogleich ans Werk und arbeitete mit solchem Eifer, daß ich endlich müde wurde. Ich war genöthigt, einen Augenblick inne zu halten, und zündete ein Feuer an.

Raum wirbelte der Rauch empor, als ich ein großes Geräusch von außen vernahm; mein erster Gedanke war, daß die Wölfe mich entdeckt hätten und gekommen wären, mich zu zerreißen; schnell machte ich darum die Thüre zu. Mein Schrecken dauerte aber nicht lange; bald hörte ich mich deutlich beim Namen rufen, und ich glaubte selbst die Stimme zu erkennen. Ich antwortete und schrie dabei aus allen Kräften.

Ein Freudenschrei bewies mir, daß ich gehört worden sei.

Als bald hörte ich gegen die Thüre hin ein verwirrtes Geräusch von Stimmen, wie von Leuten, welche einander zur Arbeit aufmuntern. Einige Minuten darauf erweiterte sich die Öffnung, die ich angefangen hatte.

Mein Vater konnte kaum erwarten, bis der Durchgang frei war, er stürzte mit einem freudigen Ausrufe in die Sennhütte. Ich lag in seinen Armen.

„Und dein Großvater?“ fragte er.

Ich war zu ergriffen, um ihm antworten zu können. Ich führte ihn in die Milchammer. Er kniete auf dem Grabe nieder, ich that desgleichen. Ich wollte versuchen,

ihm das Vorgefallene ausführlich zu erzählen, aber er sah an meiner Nührung, daß dieser Versuch über meine Kräfte ging.

„Später, mein Kind!“ sagte er zu mir. „Jetzt wollen wir uns keinem neuen Unglücke aussetzen. Die Zeit drängt; die Rückkehr wird nicht so leicht sein.“

Die Männer, welche mit ihm gekommen, waren unterdessen eingetreten. Es waren meine beiden Oheime und Peter, unser Knecht.

Alle umarmten mich. Sie sahen meine Vorbereitungsanstalten und billigten sie. Man beschloß, auf der Stelle aufzubrechen. Meine Befreier hatten sich kleine Bretter mit Stacheln unter die Sohle gebunden. Sie hatten deren zwei Paare mitgebracht. Ach! eines davon war leider unnütz; das andere nahm ich.

Peter erhielt den Auftrag, den Schlitten zu besorgen. Nun konnten die Wölfe kommen, wenn es sie gelüsten sollte: wir waren alle bewaffnet. Mein Vater nahm mich bei der Hand und legte mir eine leichte Flinte auf die Schulter.

„Es ist jetzt nicht der Augenblick,“ sagte er, „die sterbliche Hülle meines Vaters mitzunehmen. Wir werden später zurückkehren, um sie zu holen, sobald die Jahreszeit es gestattet; dann wollen wir ihm unten im Dorfe, wie sich's gebührt, die letzte Ehre erweisen.“

„So war es,“ sagte ich, „auch der Wille meines Großvaters.“

Dann gingen wir einen Augenblick in die Milchammer; meine Oheime mit uns. Nach einigen Augenblicken des Stillschweigens rief mein Vater weinend:

„Fahret wohl, mein Vater, ich thue, was Ihr selbst wünschet, ich nehme dieses Kind Eurer und unserer Sorge so schnell als möglich von hier weg! Fahret wohl!“

Mit Thränen in den Augen zogen wir ab. Das Hinabsteigen war rasch aber mühsam. Ich besonders wurde von dem Lichte der Sonne und dem Scheine des Schnees geblendet. Die Kälte war schneidend; aber ich beklagte mich nicht, denn ihr hatte ich meine Rettung zu danken, nur Bläschen, das vor Frost auf dem Schlitten zitterte, dauerte mich.

Ohne andern Unfall, als daß wir zuweilen einsanken, kamen wir zu dem Orte, noch ziemlich weit vom Dorfe, bis wohin man einen Weg gebahnt hatte, um uns zu retten. Ich war erstaunt über die ungeheure Mühe, die man angewendet hatte, aber ich sah nun ein, daß ich ohne den Frost noch lange nicht hätte gerettet werden können.

„Schon zu Anfang des Dezember wäret ihr befreit worden, wenn die Kälte angedauert hätte,“ sagte der Vater zu mir; „aber der Schnee erweichte sich und wir mußten an die erste Arbeit zurückkehren. Wisse, mein lieber Ludwig, daß es unsern Nachbarn weder an Mitleid noch an Eifer gefehlt hat. Aber seit Menschengedenken ist noch nie so viel Schnee gefallen. Viermal hat man den Weg geöffnet und viermal wurde er wieder verschüttet.“

„War er denn schon in den ersten Tagen verschüttet?“ fragte ich.

Da erzählte mir mein Vater einen sehr unglücklichen Umstand, den ich noch nicht kannte. Er wäre beinahe

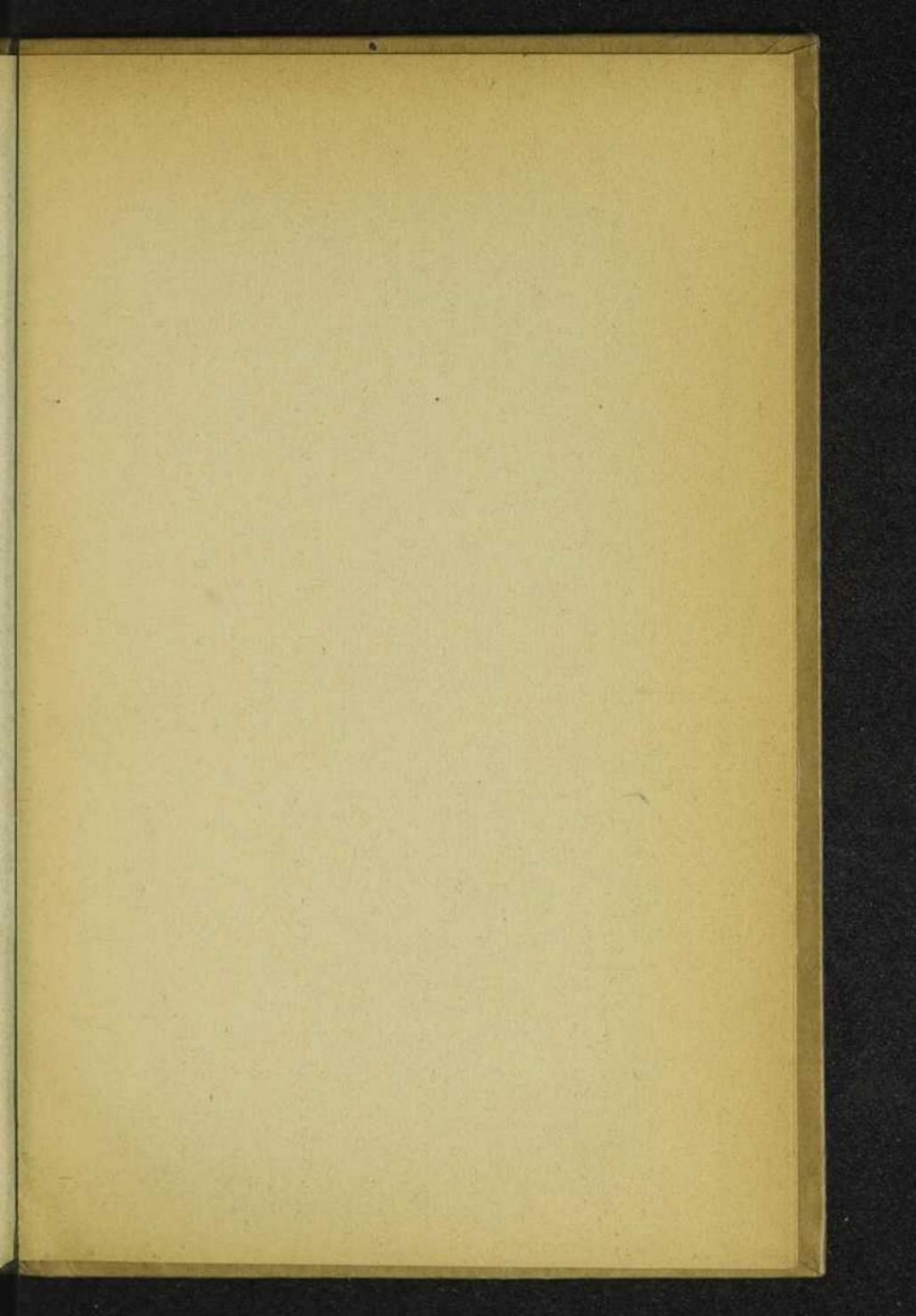
in einem Schneesturze umgekommen, als er den Weg hinabstieg; man hatte ihn für tot am Rande einer Schlucht aufgehoben, und einige Schritte von da hatte man den Stab meines Großvaters und meine Flasche gefunden.

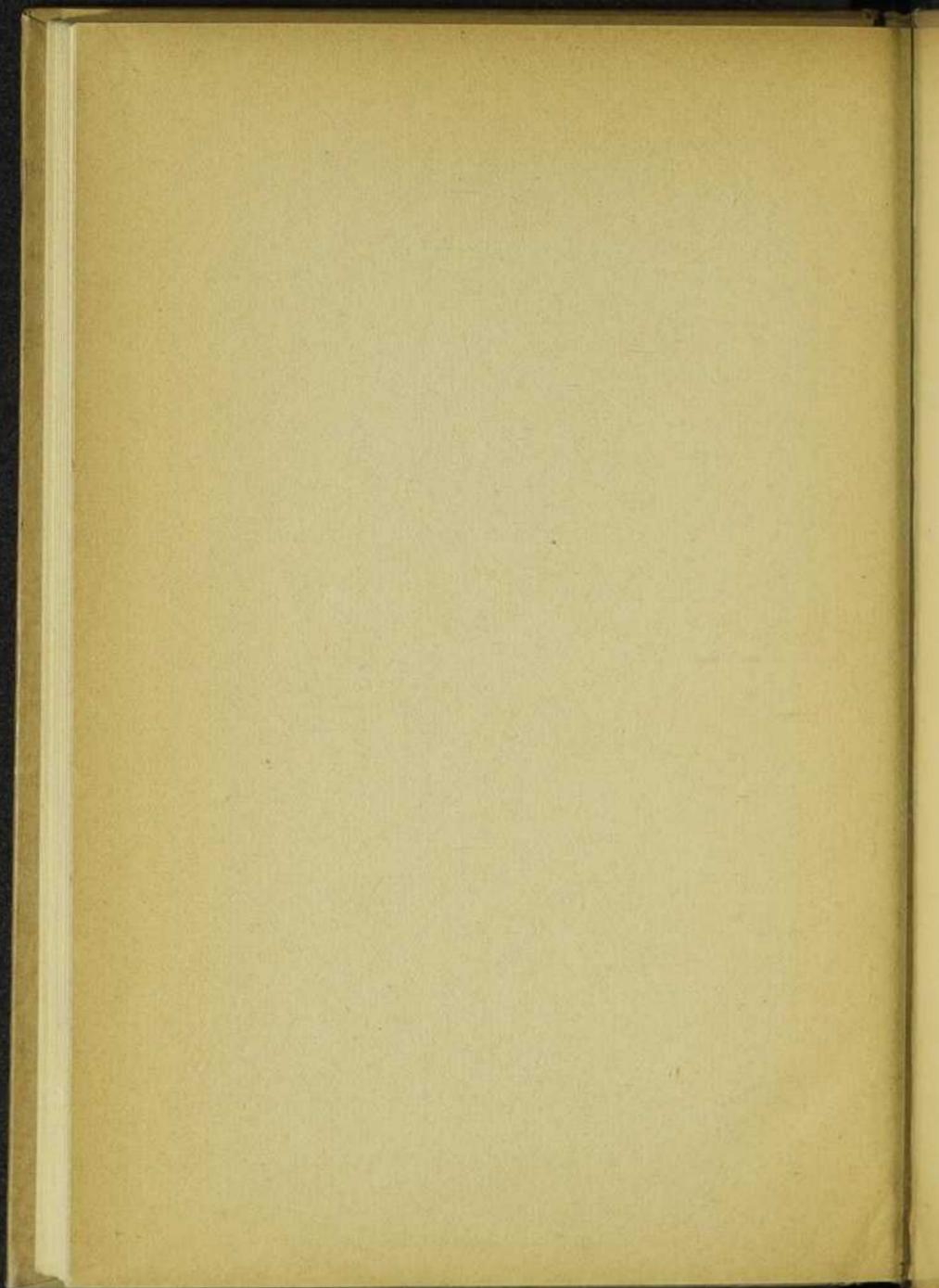
Man trug meinen Vater nach Hause. Er war bewußtlos und blieb drei Tage in diesem fürchterlichen Zustande. Diese ganze Zeit hatte man verloren, um uns beide, den Großvater und mich, in der Tiefe der Schlucht zu suchen, wo man uns verschüttet glaubte. Als mein Vater wieder zu sich kam, war es zu spät, und ein Versuch, uns zu retten, wäre gefährlich gewesen.

Ich will nichts von den Qualen meines Vaters, noch von den Anstrengungen sagen, die er zu unserer Rettung machte: in dem Dorfe litt man mehr als in der Sennhütte. Alle Nachbarn kamen uns entgegen und bezeugten mir ihre Liebe und Freundschaft, und ich schämte mich, je daran gezweifelt zu haben.

Gott hat mir das Leben wunderbar erhalten und ich preise Ihn dafür; aber er hat nicht gewollt, daß mein Großvater seine Familie wiedersehe. Doch gerade dieser Freund, den ich beweine, hat mich gelehrt, niemals gegen Seine Ratschlüsse zu murren. So will ich mich denn in seinen Willen ergeben, meiner Trauer um den Verlorenen wird er ja nicht zürnen. O mein Gott, wenn ich Dich liebe, so verdanke ich es dem, den Du mir genommen hast. Gib, daß ich Dich lieb behalte wie ihn, auf daß ich einst mit ihm vereinigt werde im Himmel.







ZS185

F1

UB BIELEFELD

3.18

990/4492540+01



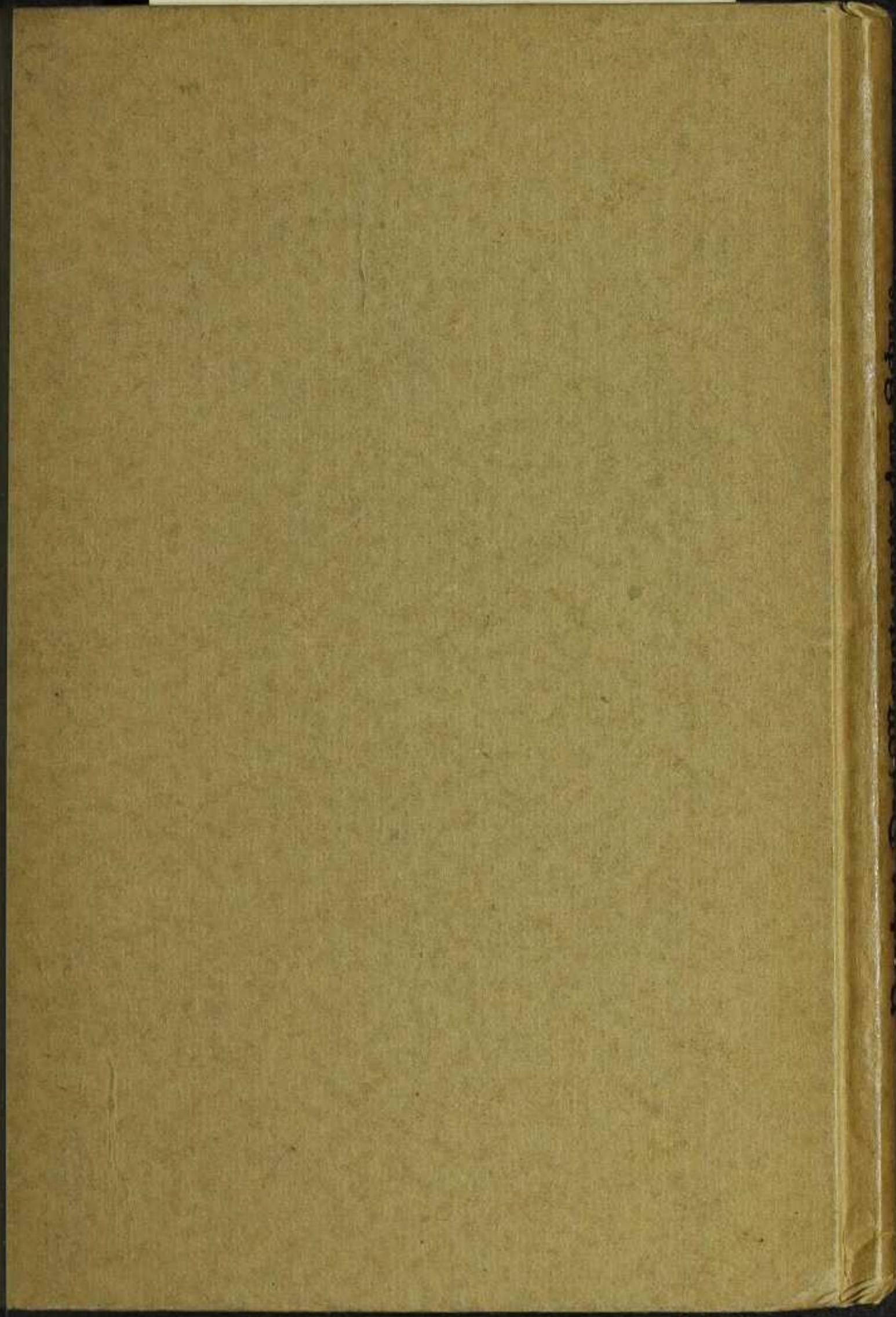
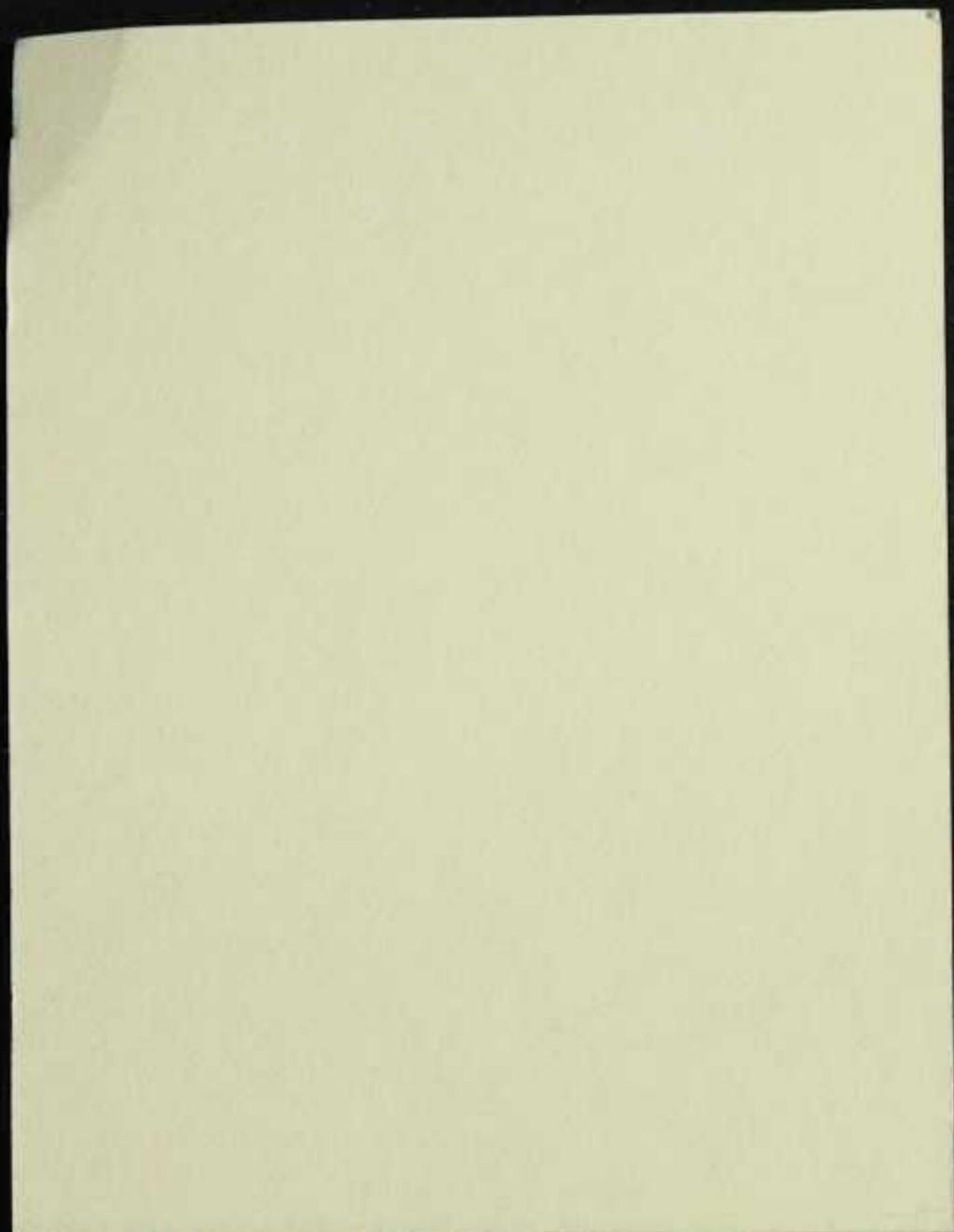
K

KLZ

99

ZS185

F1



4677

Drei

Monate unter dem Schnee.

Tagebuch

eines Knaben aus dem Jura.

Nach einer von der französischen Akademie gekrönten Preischrift

von

J. I. Porchat.

Bevorwortet von **D. Glaubrecht.**

Fünfte Auflage.

Calw & Stuttgart.

Verlag der Vereinsbuchhandlung.

1896.



the scale towards document

Image Engineering - Scan Reference Chart - TE263 - Serial No.